Ausgabe 3/2017

IM LANDE DER BIBEL

Auf den Spuren von Friedrich Adolph Strauß

Zum 200. Geburtstag unseres Vereinsgründers

Aus dem Inhalt:

Neugier auf den Orient: Der Bestseller „Sinai und Golgatha“

50 Jahre Patenschaftsprogramm: Herzlichen Dank!

Talitha Kumi erhält Gütesiegel: Exzellente Deutsche Auslandsschule

ISSN-Nr. 0019-2597

Liebe Leserinnen und Leser,

in diesem Jahr wäre Friedrich Adolph Strauß 200 Jahre alt geworden. Der evangelische Pfarrer ist Gründungsvater des Jerusalemsvereins. Mit diesem Heft gedenken wir seiner. Die Theologin und Autorin Maibritt Gustrau wird seinen Reisebericht „Sinai und Golgatha“ (erschienen 1847), der zum Bestseller wurde, näher vorstellen.

Uns geht es aber nicht nur um eine historische Rückschau. Wir wollen auch nach vorn blicken: Welchen Auftrag ziehen wir noch heute aus dem Wirken unseres Gründers im 19. Jahrhundert? Warum engagieren sich junge Menschen aus Deutschland im Heiligen Land? Wie steht eine palästinensische Abiturientin zu ihrer lutherischen, deutschen Schule?

Wir hoffen, dass Sie sich in dem einen oder anderen Beitrag wiederfinden – aber auch, dass Ihre Sicht ergänzt und herausgefordert wird.

Unserem Bericht über die Arbeit der lutherischen Schulen und unserer Partnerkirche im Lande der Bibel stellen wir ausdrücklich unseren ebenso herzlichen wie immensen Dank an Sie voran: Es ist Ihrer großzügigen Unterstützung zu verdanken, dass unser Patenschaftsprogramm nun seit 50 Jahren besteht!

Sehr gern lade ich Sie zum 166. Jahresfest unseres Vereins am 11. Februar 2018 ein. Wir freuen uns, wenn Sie persönlich in Berlin dabei sein können – oder wenn Sie uns in Gedanken und im Gebet aus der Ferne begleiten werden.

Ich wünsche Ihnen eine friedliche und doch auch geschäftige Advents- und Weihnachtszeit. Der Theologe Peter Hahne hat einmal formuliert, dass wir Christen eine echte GmbH seien: eine Gemeinschaft mit begründeter Hoffnung. Ich wünsche Ihnen, dass Sie dies selbst erleben und für andere erlebbar werden lassen!

Ihr
Jens Nieper
Geschäftsführer des Jerusalemsvereins

Im Lande der Bibel 3/2017
62. Jahrgang

Zum Titelbild: An der lutherischen School of Hope in Ramallah wurde der erste Tag unterm neuen Dach gefeiert. Das Schuljahr wurde im August in dem neu gebauten, modernen und hellen Schulgebäude eröffnet. Schülerinnen und Schüler, Eltern, Lehrende und Mitarbeitende waren begeistert. Fotograf Ben Gray (ELCJHL) hat diesen Moment festgehalten.

2 Zu diesem Heft

4 Meditation
Krippe und Kreuz sind untrennbar: Meditation zu Philipper 2,5-8

6 Auf den Spuren von Friedrich Adolph Strauß
7 Die Mission des Friedrich Adolph Strauß: Engagement für das Land der Bibel ist auch heute wichtig
9 Am Anfang war die Neugier: Strauß‘ Reisebericht Sinai und Golgatha
14 „Es ist kompliziert“: Fünf junge Menschen über ihr Engagement in Israel und Palästina
22 „Talitha Kumi ist eine große Chance“: Abiturientin Mirel möchte in Deutschland studieren

24 Aus dem Jerusalemsverein
24 Vertrauensleute
25 Impressum und Fotonachweise
26 40 Jahre für Christen in Palästina: Matthias Blümel ist seit 1977 im Jerusalemsverein aktiv
30 Unser Dank gilt Ihnen! 50 Jahre Patenschaftsprogramm
34 Wasser ist Leben: Themenreise ins Heilige Land
36 Einladung zum 166. Jahresfest
37 „Land ist eine Gabe Gottes an uns“: Erstes Treffen der Vertrauensleute Niedersachsen

38 Aus Schulen und Gemeinden
38 Exzellente Deutsche Auslandsschule: Gütesiegel für Talitha Kumi
39 Talitha-Schild im neuen Glanz
40 Hoffnung unter neuem Dach: Die lutherische School of Hope ist umgezogen

41 Kurzmeldungen
Große Feier • Für Diversität und Dialog • Konferenz in Amman • Neue Bibliothek für Dar al-Kalima

42 Von Personen
42 Dank an Christine Jildeh
43 Nachruf auf Gerhild Theis • Neuer Schulleiter für Talitha Kumi

44 Buchbesprechungen
Sumaya Farhat-Naser, Ein Leben für den Frieden • Dorit Rabinyan, Wir sehen uns am Meer

46 Hier können Sie helfen
Neue Hoffnung für Ramallah

MEDITATION

Krippe an der Mauer

Krippe und Kreuz sind untrennbar

Meditation zu Philipper 2,5-8

Von **Bischof Munib Younan**

In der Adventszeit sind alle Mitglieder unserer Kirche in froher Erwartung ob der Ankunft des Herrn: Unsere Gebete, unsere Lieder und unsere Bräuche erfüllen uns mit dem Geist der Freude – umso stärker, je näher der Heilige Abend rückt. Es erfreut uns, der Erfüllung der Prophezeiung zu gedenken. Es erfreut uns, die Geschichte der Geburt unseres Herrn Jesus Christus erneut zu hören. Es erfreut uns zu wissen, dass diese sehr besondere Geburt ein wichtiger Teil unserer Erlösung ist.

Im Advent, dieser Zeit der Freude, ist der Brief des Paulus an die Philipper eine besonders angemessene Lektüre. Denn er ist ein Aufruf zur Freude. Der vielleicht bekannteste Vers des Philipperbriefes lautet: „Freuet euch in dem HERRN allewege! Und abermals sage ich: Freuet euch!". Gleichzeitig mag es merkwürdig erscheinen, über jene Verse des Philipperbriefes nachzudenken, die an der Wiege beginnen und uns sofort zum Kreuz führen. Wir mögen uns fragen: Führt nicht dieser Fokus auf das Kreuz weg von der Freude der Adventszeit? Da wir nun Christi Geburt feiern, müssen wir wirklich schon seines Todes gedenken? Wenn wir das Wunder, das in dieser Krippe liegt, bestaunen, mögen wir uns fragen, ob der Tod am Kreuz wirklich unumgänglich gewesen ist. Aber Gottes Wege sind nicht unsere Wege. Wie der Prophet Jesaja (uns) lehrt: „Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der HERR; sondern soviel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege und meine Gedanken denn eure Gedanken." (55,8-9)

Es ist wahr, dass der allmächtige Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, die Menschheit auch einfach durch sein Wort hätte erretten können. Doch Gott wählte einen anderen Weg der Erlösung: durch einen von uns, geboren bei uns in Bethlehem, der mit uns lebte und mit uns ging, und der sogar mit uns und schließlich für uns litt. Am Kreuz. Aus Liebe zu uns wurde Gott zum Menschen. Und aus Liebe entäußerte sich Jesus am Kreuz. Deshalb können die Krippe und das Kreuz niemals getrennt voneinander betrachtet werden. Unsere Weihnachtsfreude ist für immer mit der Osterfreude verbunden.

In der Adventszeit werde ich daran erinnert, wie wichtig es ist, dass Gott uns nahekam. Gott wurde Mensch in unserer Welt, um uns besser kennen und besser lieben zu können. Das ist auch für uns heutige Christen eine wichtige Botschaft. Wenn wir Jesus in seiner Mission nachfolgen wollen, den Armen die frohe Botschaft des Evangeliums zu überbringen, die Blinden sehend werden zu lassen, die Unterdrückten zu befreien (Lukas 4,8), dann müssen wir auch ein Mensch in ihrer Welt werden. Das bedeutet, dass wir nicht in unseren bequemen Häusern sitzen, weit weg von jenen, die leiden, und ihnen aus der Ferne Ratschläge geben. Stattdessen sind wir durch unsere Taufe dazu berufen, unter und mit denjenigen zu gehen, die Heilung, Trost oder Befreiung brauchen. Nur dann können wir das Leiden unseres Nachbarn wahrhaft verstehen.

Als palästinensischer Christ erlebe ich oft, dass uns Menschen aus weit entfernten Ländern erklären wollen, wie wir Frieden im Nahen Osten erreichen können. Und manchmal sind diese Ratschläge sehr klug! Aber die Ratschläge und Lösungsansätze aus großer Distanz sind nie so wirksam wie jene von den Menschen, die mit uns gehen. Was wir von denen erfahren, die zu uns kommen, um uns nah zu sein, die mit uns leben und uns zuhören – das ist die Liebe Jesu Christi. Denn Christus lebte unter uns, er ging mit uns. Wir wissen, dass er die Leiden der Menschheit verstanden und getragen hat, als er für uns am Kreuz starb.

Es ist sehr einfach, aus der Ferne über Frieden und Gerechtigkeit im Nahen Osten zu urteilen. Es ist einfach für uns, die politische Situation in anderen Ländern zu kommentieren. Oder Flüchtlingen und den armen Opfern von Terrorherrschaft zu erklären, was sie hätten anders machen können. Aber die Fleischwerdung lehrt uns den Weg Gottes – und damit den Weg aller, die Gott dienen wollen: dem Anderen nah zu sein, ihm zuzuhören und sich selbst dabei zurückzunehmen. Wahrhafte Solidarität kostet Kraft.

Da wir uns dem großartigen Weihnachtsfest nähern, lasst uns des Wunders von Gottes mächtiger und gleichzeitig bescheidener Präsenz unter uns gedenken. Lasst uns versuchen, den Geist der Fleischwerdung zu verkörpern, der uns lehrt, nicht aus der Ferne zu urteilen, sondern denjenigen, die leiden, nahezukommen. Und lasset uns jubeln – nochmals sage ich: jubeln! Denn in beiden, in der Krippe und im Kreuz, liegt große Freude.

Möge der Friede Gottes, der all unser Verstehen übersteigt, eure Herzen und euren Geist in Jesus Christus bewahren.

Munib Younan ist Bischof der Evangelisch Lutherischen Kirche in Jordanien (ELCJHL) und im Heiligen Land. Seine Amtszeit endet im Januar 2018.

Auf den Spuren von Friedrich Adolph Strauß

Zum 200. Geburtstag unseres Vereinsgründers

Die Mission des Friedrich Adolph Strauß

Engagement für das Land der Bibel ist auch heute wichtig

Unser Vereinsgründer Friedrich Adolph Strauß war ein Pionier. Sein Auftrag, an den „Einheimischen im Lande der Bibel" missionarisch und diakonisch zu wirken, findet sich noch heute in der Satzung des Jerusalemvereins. Doch wie kann das gelingen – angesichts aktueller Herausforderungen wie dem Nahostkonflikt, politischer Resignation und sinkender Mitgliederzahlen unserer Kirchen? Ein Plädoyer für den Mut zur Begeisterung.

Von **Jens Nieper**

Der aus dem bergischen Elberfeld stammende Friedrich Adolph Strauß bereiste 1844-46 als Vikar den Nahen Osten. Man muss sich bewusst machen: Solch eine Reise war für den gemeinen Europäer erst seit 1840 möglich, davor war die Region mehr als 500 Jahre für „Westler" weitestgehend verschlossen geblieben. Strauß begegnete dort daher einer evangelischen Arbeit, die noch in den „Kinderschuhen" steckte. Dennoch – oder gerade deshalb – begeisterte er sich für diese, brachte diese Begeisterung mit nach Deutschland und vermochte rasch andere dafür zu gewinnen, die evangelische Arbeit im Lande der Bibel zu unterstützen.

Begeisterung für das Heilige Land und die dortige evangelische Arbeit zu wecken – dieser Auftrag gilt für uns als Jerusalemsverein auch noch heute, im Jahr 2017. Er gilt in einer Zeit, in der erstaunlich vielen Menschen nicht oder kaum bewusst ist, dass es in Israel/Palästina – also im „Mutterland" der Kirche – Christen gibt. Zumal evangelische Christen. Es gilt in einer Zeit, in der viele sich resigniert, desinteressiert oder abgeschreckt von dieser Region abgewandt haben: Vielleicht, weil andere Regionen wichtiger, ihre Probleme brennender erscheinen - oder weil der israelisch-palästinensische Konflikt schon so lange dauert und dieser Konflikt so komplex und verfahren ist.

Und er gilt in einer Zeit, in der sich Deutschlands Kirche im Umbruch befindet: Heute ist es nicht mehr selbstverständlich, Mitglied einer christlichen Kirche zu sein. Unsere Kirchen scheinen zunehmend darauf verengt zu werden, sich auf sich selbst zu konzentrieren. Ökumene – also die weltweite Verbundenheit der Christen untereinander – wirkt da eher wie ein Luxus und nicht wie ein ekklesialer Grundcharakter.

Strauß hatte es mit dem 1852/53 gegründeten Verein leicht: Er warb für ein Aufbauprojekt. Und der Nahe Osten faszinierte damals die Menschen in allen deutschen Landen massenhaft. Heute dagegen ist eine Reise nach Nahost für viele kaum noch exotisch. Während uns der israelisch-palästinensische Friedensprozess zäh, ja perspektivlos erscheint, uns ermüdet und

desillusioniert , war zu Lebzeiten von Strauß weder an einen Staat Israel noch an einen Staat Palästina zu denken. Ein erstarkter, radikalisierter Islamismus und die politischen Wirren im Nahen Osten verunsichern auch hierzulande. Aufbruchsstimmung hinsichtlich des Landes der Bibel vermag man da heute kaum zu erkennen.

Aber es bleibt trotz allem das Heilige Land: Die Region, in der der christliche Glaube – auch in seiner evangelischen Ausprägung – verwurzelt ist. Auch heute noch, im Jahr 2017, sind Galiläa und der Jordan, Bethlehem und Jerusalem die wichtigsten spirituellen Bezugsorte für Christen. Es bleibt also eine Aufgabe, diesen Bezug wach zu halten, zu aktualisieren und konkret werden zu lassen. Die „Tatorte" der Bibel existieren in der Gegenwart. Sie sind nicht mythisch. Es leben dort auch heute Menschen mit Hoffnungen und Ängsten – inmitten politischer, gesellschaftlicher und religiöser Probleme. Land und Leute gehen uns also durchaus etwas an. Vor allem tragen wir Mitverantwortung für die evangelischen Einrichtungen und ihre Arbeit im Heiligen Land: Unsere palästinensische Partnerkirche, die deutschsprachige Gemeinde, Talitha Kumi und weitere Einrichtungen mit evangelischer Tradition. Sie alle brauchen auch heutzutage unsere Unterstützung.

Friedrich Adolph Strauß (1817-1888), Gründer des Jerusalemsvereins

Die Grundlagen für die Arbeit des Jerusalemsvereins bleiben also trotz veränderter Rahmenbedingungen wichtig. Eine große Herausforderung ist, unseren Auftrag zeitgemäß umzusetzen. So gilt es etwa, die Tätigkeit der Vertrauensmänner und -frauen in Deutschland und Österreich sowie hoffentlich bald wieder in der Schweiz weiterzuentwickeln. Dabei kann ein von uns neu konzipierter Leitfaden helfen. Seit 2016 macht der Verein auch jungen Menschen, die einen Bezug zum Heiligen Land haben, gezielt Angebote. Unsere zentrale Aufgabe bleibt jedoch, Strauß' Anliegen an die Öffentlichkeit bringen: In breit wirksamer Weise wollen wir über evangelisches Engagement im Heiligen Land informieren. Ganz im Sinne von Strauß wollen wir sein Erbe lebendig halten.

Am Anfang war die Neugier

Strauß' Reisebericht „Sinai und Golgatha"

Vor 200 Jahren wurde der Gründer des Jerusalemsvereins geboren: der evangelische Pfarrer Friedrich Adolph Strauß. Er brachte Menschen zusammen, die sich wie er für geistliche und diakonische Aktivitäten im Heiligen Land einsetzen wollten. Sein Engagement ging ganz sicher aus den Erlebnissen, Erfahrungen und Eindrücken seiner Orientreise hervor, die er von 1844 bis 1846 unternahm.

Von **Maibritt Gustrau**

„Bei solcher Bedeutung des Morgenlandes drängt sich unwillkürlich die Frage entgegen, wie in demselben sich jetzt die religiösen Verhältnisse gestaltet haben, und was von unseren Glaubens-Genossen geschehe, damit das in den Schatten zurückgetretene oder ganz verlorene Wort Gottes an den Orten wieder verkündigt werde, an welchen es einst geoffenbart ist."

So beschrieb Friedrich Adolph Strauß (1817-1888), der als junger Stipendiat des Berliner Domstifts in den Orient gereist war, im Vorwort seines Reiseberichts „Sinai und Golgatha", den Anlass seiner anderthalb Jahre dauernden Reise. Die Auswirkungen dieses Impulses haben sich bis heute im Jerusalemsverein erhalten. Und Strauß' Reisebericht, der 1847 zum ersten Mal erschien, wurde rasch ein Bestseller: Bis 1882 kamen elf Auflagen heraus. Das Buch wurde ins Englische, Dänische und Niederländische übersetzt.

Syrien, der Libanon, Ägypten, Palästina und insbesondere Jerusalem avancierten im Lauf des 19. Jahrhunderts zu einem Hotspot theologischer und religiöser Imagination. Die Vertreter kirchlicher evangelischer Kreise zogen

© Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim

Hauptportal der Grabeskirche, aufgenommen im Jahr 1880 von dem französischen Buchbinder und Fotografen Felix Bonfils. Dieser kam 1860 als Soldat französischer Truppen zur Unterstützung der maronitischen Christen in den Libanon. Dort gründete er 1867 eines der ersten und wichtigsten Fotostudios im Orient.

scharenweise aus, um in die Fußstapfen Jesu zu treten - um die heiligen Stätten mit eigenen Augen zu sehen und um selbst zu erleben, wie es wohl damals gewesen sein könnte. Strauß gestaltete seine Reise vor allem mit dem Ziel, die Christinnen und Christen in Deutschland zu mehr Engagement im Nahen Osten, insbesondere im Heiligen Land, zu motivieren.

Ganz konkret prüfte er im Auftrag von Christian Friedrich Spittler, ob eine Ansiedlung von Brüdern der Pilgermission St. Chrischona in Jerusalem denkbar wäre – und Aussicht auf Erfolg hätte. Unter den einheimischen Kirchen – damit sind im Folgenden alle Kirchen gemeint, die bereits vor den westlichen Missionsbemühungen im Mittelmeerraum zu Hause waren, insbesondere die östlich-orthodoxen und altorientalischen Kirchen – behandelte er die Griechen, Kopten und Maroniten am ausführlichsten.

Ganz in der Tradition der Pilger war Jerusalem – und dort der Besuch der Grabes- und Auferstehungskirche – auch für Strauß der geistliche Höhepunkt der Reise. Im Verlauf des Karfreitags 1845 hatte er bereits an drei Gottesdiensten teilgenommen, bevor er sich, zum ersten Mal nach einem halben Jahr auf Reisen, mit „etwa vierzig Deutschen zu wahrer Herzensgemeinschaft“ einfand. Am selben Abend schließlich nahm er auch noch an der römisch-katholischen Karfreitagsprozession in der Grabeskirche teil. Er erzählte seinen Lesern vom Gedränge in der Kirche, von den Devotionalienhändlern und den türkischen Soldaten, die für Ruhe und Ordnung unter den Pilgern sorgen mussten.

Dabei enthielt er sich jedoch der Empörung und Polemik, die in vergleichbaren Reiseberichten an dieser Stelle oft zu finden ist. Der Prozession folgte er nur bis zum Calvarienberg, wo ein deutscher Mönch eine deutsche Predigt hielt. „Er redete mit einem Feuer, mit einer Kraft, wie ein Mensch reden muss an solcher Stelle. Er redete zu den verstockten Sündern, namentlich zu den aus der Ferne herbeigeeilten Pilgern, mit alleiniger Hinweisung auf Christi stellvertretendes Verdienst.“

Was sich zunächst liest wie der Versuch, sich von der Frömmigkeitspraxis der großen fremden Menge zu erholen, entwickelte sich zu einem universalen Verbundenheitsgefühl mit Pilgern – und dies durch alle Zeiten bis hin zu seiner Gemeinde in Berlin: „Wie diese Gläubigen, so hatten Tausende begnadigter Pilger hier geweint und gebetet! Es war mir, als ob die Seelen dieser Vollendeten jetzt mich umschwebten! Es war mir als ruhete mein Heiland jetzt in diesem Grabe von den Todesschmerzen, die er auch für mich erduldet! Der Zug seiner Gnade durch die Geschichte der christlichen Kirche, durch die Tage meines Lebens leuchtete mir in himmlischer Verklärung! Die Gebete der Meinen, die Gebete der geliebten Gemeindeglieder, die mich bis hierher getragen, traten mir vor die Seele. Ich betete für sie am Grabe unseres Heilandes! Mit bebendem Herzen schied ich. Ich hatte Charfreitag gefeiert!“

Strauß´ universales Verbundenheitsgefühl wiederholte sich vier Wochen später beim Beobachten der „morgenländischen Christen“ nicht in derselben Weise. Bei der Schilderung des Heili-

© Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim

Ankunft der Pilger an Weihnachten, Felix Bonfils um 1875

gen Feuers scheint eher Befremden angesichts orthodoxer Frömmigkeit durch. Aufgrund der vielen Pilger – Strauß schätzte ihre Zahl auf etwa 5000 – ging für ihn zwar das Wort von der Stadt, „in der man zusammenkommen soll“, in positiver Weise in Erfüllung. Doch das Entzünden einer Kerze am Heiligen Feuer in der Osternacht erschien ihm, anders als das Gebet der Pilger vier Wochen zuvor, als reiner Verdienstgedanke. Deshalb wertete er den ganzen Vollzug als „Aberglauben“ ab.

Strauß´ Befremden steht beispielhaft und stellvertretend für die Eindrücke vieler Theologen, Reisender und Forscher. Im Blick auf „das Morgenland“ erschien allgemein vor allem die Frage eine Antwort zu verlangen, wie es möglich war, dass das Christentum vom Islam im 7. Jahrhundert hatte besiegt werden können. Das implizierte in den Reisebeschreibungen oft die Frage, was in den orientalischen Kirchen bis dahin „falsch gelaufen“ war – und wer dem Christentum zu seinem Recht verhelfen konnte. Strauß zog altbekannte Erklärungsmuster heran: Die Kirchen im Osten hätten sich gemäß ihrem Temperament in Lehrstreitigkeiten verloren und seien dadurch geschwächt worden, meinte er. Dagegen habe der stärkere Westen dogmatisch in der Regel „den Sieg errungen“.

Zur Einordnung der politischen, wirtschaftlichen und religiösen Situation in den von ihm bereisten Gebieten berief sich Strauß sowohl auf eine dogmengeschichtliche Erklärung als auch auf Inhalte der biblischen Heilsgeschichte und den sogenannten Hamitenmythos. Die Reise durch den Orient bewies in seinen Augen, dass die von ihm aufgesuchten Schauplätze der

© Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim

Eingang zum Heiligen Grab Jesu Christi in der Grabeskirche, Felix Bonfils um 1875

„heiligen Geschichte […] auf das Genaueste" den Angaben der Bibel entsprachen, dass sich Völker und Sitten der bereisten Gebiete seit damals kaum veränderten hatten und dass der Zustand der Völker auf erschütternde Weise die Erfüllung prophetischer Weissagung bezeugten.

Gerichtsankündigungen alttestamentlicher Propheten brachte er mit dem Hamitenmythos in Verbindung: Der Fluch über die Nachkommen Hams (Genesis 9 und 10) sei auf die die Söhne Mizraims, nämlich die Ägypter, übergegangen, so folgerte Strauß.

Die Verknüpfung der Fluchgeschichte aus der Genesis mit den Gerichtsankündigungen über Ägypten aus dem Jesajabuch lieferte Strauß dann den Ausgangspunkt dafür, die einst nur auf Ägypten bezogene Fluchgeschichte auf das ganze Morgenland auszudehnen. Es gab auf seiner Reise keine Region, in der er nicht entweder „den alten Fluch" zu spüren vermeinte oder die von ihm wahrgenommenen Zustände mit einer biblischen Gerichtsankündigung in Verbindung brachte.

Strauß´ in sich inkonsistente Erklärungen sind als Versuch zu verstehen, Beobachtungen und Wahrnehmungen in ihm bekannte und bewährte Deutungsrahmen einzuordnen. Dadurch, dass er die Gegebenheiten im Orient als quasi schicksalhaft erklärte, bewahrte sich Strauß – anders als viele evangelische Reisende nach ihm – einen freien, freundlichen und offenen Blick für die Menschen, denen er begegnete, und die Situationen, vor die er gestellt wurde.

Natürlich bestand für Strauß kein Zweifel daran, dass die westliche Christenheit ebenso solidarisch wie tatkräftig daran arbeiten müsse, dass in den einheimischen Kirchen das Evangelium wieder zur Geltung komme. In jeder Kirche boten sich seiner Ansicht nach Anknüpfungspunkte. Bei den Griechen beispielsweise konnte Strauß die Verzögerungen in der dogmatischen Entwicklung für eine evangelische Mission als durchaus vorteilhaft herausstellen. So erklärte er seinen Lesern, dass man innerhalb der griechischen Kirche der Rechtfertigungslehre gegenüber aufgeschlossener sei als etwa in der katholischen. Man lehne die Lehre vom Fegefeuer ab, praktiziere das Abendmahl in beiderlei Gestalt und kenne die Priesterehe.

Daher könne man sicher sein, doch eine gewisse Sympathie für die protestantische Lehre wecken zu können. Kritik seinerseits wurde immer wieder deutlich, wenn er über die Verkündigung, die Predigtpraxis und die Liturgiesprache schrieb.

Wie bei den Ausführungen zur griechischen Kirche stellte Strauß seinen Lesern auch die Reformbedürftigkeit der koptischen Kirche vor Augen, um dann ausführlich auf ihre Reformfähigkeit zu sprechen zu kommen. Als erfolgversprechende Voraussetzung für die Reformen sah er die flächendeckende Verbreitung von Schulen und die bereits von der Church Missionary Society ins Werk gesetzte Gründung des einen theologischen Seminars, das mit dem Wohlwollen des koptischen Patriarchen Boutros VII. bereits seinen Betrieb aufgenommen hatte.

Die Druckkosten von Gustraus Doktorarbeit „Orientalen oder Christen? Orientalisches Christentum in Reiseberichten deutscher Theologen", Göttingen V&R unipress wurden vom Jerusalemsverein bezuschusst.

Von einem zeitgenössischen Rezensenten (G. F. Günther in der Leipziger Literaturzeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung") wird Strauß vor allem seine Bescheidenheit im Ton hoch angerechnet, die ganz im Gegensatz zu dem sonst üblichen „anmaßenden Touristenton" stehe. Und in der Tat, besticht Strauß´ Reisebericht auch heute noch durch seine Wertschätzung und die Offenheit den Menschen vor Ort gegenüber – und durch die Freundlichkeit mit der er von ihnen erzählte. Mit Wertungen und Urteilen hielt er sich zurück, er versuchte eher, von Gemeinsamkeiten zu berichten als das Befremdliche polemisch abzuwerten.

Der Nachhall seiner Reise war enorm - wenn auch nicht gleich nach seiner Rückkehr, so doch umso nachhaltiger. Am 21. Januar 1853 gründete Strauß gemeinsam mit anderen Mitstreitern in Berlin den Jerusalemsverein, der bis heute unter dem Dach des Berliner Missionswerkes im Nahen Osten aktiv ist. In den ersten Jahren hatte Strauß große Schwierigkeiten, Unterstützer zu finden. Doch nach dieser schwierigen Anfangsphase wurde der Jerusalemsverein spätestens 1898 mit der Orient-Reise Kaiser Wilhelms II. und der Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem im ganzen Kaiserreich bekannt. Nicht nur, weil der Kaiser einige Mitglieder des Vereins zur offiziellen Festfahrt geladen hatte, sondern auch, weil er den Reinertrag des von ihm offiziell „ermächtigten" Reiseberichts dem Jerusalemverein widmete. Dadurch konnte der Verein seine Tätigkeit in den folgenden Jahren weiter ausbauen. Daran freilich konnte sich Strauß nicht mehr erfreuen: Er verstarb 1888.

Dr. Maibritt Gustrau ist seit 2013 Pfarrerin der Christus Frieden Gemeinde in Mannheim (Landeskirche Baden). Nach dem Studium der Evangelischen Theologie in Hermannsburg, Göttingen und Heidelberg hat sie zunächst ein Projekt auf dem Feld der interkulturellen Ökumene mitverantwortet. Bei diesem Beitrag handelt es sich um Auszüge aus ihrer 2016 erschienenen Dissertation.

Sophie Fölbach (li.) und Elisa Haugwitz

„Es ist kompliziert“

Fünf junge Menschen über ihr Engagement in Israel und Palästina

Warum engagieren sich junge Menschen heute in Israel und Palästina: aus politischen, historischen oder religiösen Gründen? Oder geht es ihnen darum, sich nach dem Abitur oder Studium in einem fremden Land auszuprobieren? Silke Nora Kehl sprach mit vier ehemaligen Freiwilligen: über die Arbeit und persönliche Erfahrungen vor Ort, ihre Haltung zur deutschen Geschichte und zum Nahostkonflikt. Jonathan Schmidt, jüngstes Vorstandsmitglied des Jerusalemsvereins, war bei dem Gespräch dabei.

Silke Nora Kehl: Sie haben ein Jahr als Freiwillige in Israel oder Palästina verbracht. Wo haben Sie dort gelebt und gearbeitet?

Elisa Haugwitz: Bis August dieses Jahres war ich als Freiwillige der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) in Jerusalem. Meine Stelle war geteilt: 20 Stunden in der Woche habe ich im Archiv der Gedenkstätte Yad Vashem mitgearbeitet und 20 Stunden bei Amcha, einer Hilfsorganisation für Holocaust-Überlebende. Amcha bietet neben psychologischer Betreuung auch offene Gruppen und einen Besuchsdienst an. Dort habe ich Menschen kennengelernt, die zum Teil in sehr großer Armut leben und die sehr einsam sind. Letztlich ist das auch eine Folge der Shoah.

Sophie Fölbach: Ich war ein Jahr lang Freiwillige für ASF in Haifa. Wie Elisa habe ich für Amcha gearbeitet. Die Organisation wurde von Holocaust-Überlebenden gegründet und ist in ganz Israel vertreten. Ich habe die offenen Angebote mitgestaltet: Mittwochs zum Beispiel haben wir gemeinsame Aktivitäten organisiert – viele Konzerte, Gesprächsrunden oder Filmabende. Und wir haben alle jüdischen Feste zusammen gefeiert. Einige der Menschen hatten gar keine Familie mehr – daher haben wir etwa zu Purim, Pessach oder Rosch Haschana alle eingeladen. Ich habe auch Deutsch- und Englischunterricht gegeben. Den Deutschkurs habe nicht ich initiiert, sondern die Menschen haben danach gefragt.

Jonathan Schmidt: Die Holocaust-Überlebenden?

Sophie Fölbach: Ja. Was mich selbst gewundert hat. Aber ich habe das gern gemacht. Ganz viele haben als Muttersprache Jiddisch gelernt. Das ist so nahe am Deutschen, dass die deutsche Sprache für sie eine Erinnerung an zu Hause war, an die Kindheit oder die Eltern.

Elisa Haugwitz: Für viele ist die deutsche Sprache ein Stück Heimat – immer noch. Trotz dieses Traumas, trotz der Shoah. Das lässt sich rational kaum fassen.

Sophie Fölbach: In meinen Kurs kamen teilweise Leute, die seit ihrer Flucht nicht mehr Deutsch gesprochen haben. Zwei, drei Mal haben Menschen angefangen zu weinen. Weil sie so gerührt waren, dass sie die Sprache noch können. Ein Mann sagte mir: „Das ist die Sprache meiner Mutter. Und jetzt, mit 85 Jahren, finde ich heraus, dass ich sie beherrsche“.

Jonathan Schmidt: Wie wurde es denn von den Holocaust-Überlebenden wahrgenommen, dass deutsche Freiwillige zu ihnen kommen?

Sophie Fölbach: Das ist eine interessante Frage, die ich mir vorher auch gestellt habe. Ich hatte eigentlich erwartet, auch auf Ablehnung zu stoßen. Und dann bin ich so herzlich empfangen worden. Ganz viele Menschen haben mir gesagt: „Ihr seid die neue Generation und habt nichts mit der Shoah zu tun – trotzdem schickt Ihr immer noch Leute zu uns.“

Silke Nora Kehl: Können Sie uns auch von Ihrer zweiten Stelle berichten?

Sophie Fölbach: Meine zweite Stelle war in einem arabischen Kinderhort für sozial benachteiligte Kinder. Sie kamen aus ganz schwierigen Familienverhältnissen, wo Elternteile im Gefängnis waren oder beispielsweise eine alleinerziehende Mutter von den Beduinen geflohen ist. Doch in Haifa gibt es auch einige Familien mit vielen Kindern, die in so großer Armut leben, dass sie regelmäßig Essensreste aus dem Kinderhort bekommen haben. Das sieht man in Israel nicht so oft.

Carlotta Wegner: Ich war als Teilnehmerin des Ökumenischen Freiwilligenprogramms des Berliner Missionswerkes an der Schule Talitha Kumi bei Beit Jala. Meine Aufgaben waren sehr vielfältig: In der Grundschule habe ich den Deutschunterricht mitgestaltet und im Mädcheninternat

„Ich hätte gern die israelische Perspektive kennengelernt."

Carlotta Wegner (20) war mit dem Ökumenischen Freiwilligenprogramm des Berliner Missionswerkes in Talitha Kumi. Sie studiert BWL und Theologie in Berlin.

zwei Mal die Woche Hausaufgabenbetreuung gemacht. Außerdem habe ich sehr viel in der Verwaltung gearbeitet. Da bekommt man ein gutes Gespür dafür, was eine Schule eigentlich ausmacht. Ich habe viel über deutsche Förderkultur und palästinensische Bürokratie gelernt. In Talitha gibt es zum Beispiel zwei verschiedene Schulbuchsysteme: ein arabisches und ein deutsches.

Silke Nora Kehl: Hatten Sie auch viel Kontakt zu den Schülerinnen und Schülern?

Carlotta Wegner: Ja. Ich hatte mehrere Einzelschüler, die ich zwei, drei Mal die Woche gesehen habe. Und auch bei meinen Diensten in der Bibliothek hatte ich viel Kontakt. Da ist mir auch bewusst geworden, wie sehr Auslandsschulen die deutsche Lesekultur fördern. Mir haben viele Schülerinnen und Schüler erzählt, dass sie zu Hause nur eine Bibel oder einen Koran in Papierform haben – und ein paar Kinderbücher. Es gibt auch kaum Buchläden in Palästina. Wir in der Bibliothek haben versucht, den Schülern das Lesen und auch das Deutsche näherzubringen. Deswegen gibt es in Talitha Bücher wie „Conny geht zum Zahnarzt" auf Arabisch. Mir haben diese Kinderbücher dann beim Arabischlernen geholfen.

David Splittgerber: Ich war auch Freiwilliger in Palästina und zwar an der lutherischen Schule in Beit Sahour. Das ist keine deutsche, sondern eine palästinensische Schule. Zwar wurde sie im 19. Jahrhundert vom Jerusalemsverein gegründet, aber heute wird sie von der lokalen Kirche getragen. Ähnlich wie Carlotta habe ich im Deutschunterricht mitgeholfen und sehr intensiv Einzelschüler und kleine Gruppen betreut: Einige habe ich vier, fünf Mal die Woche getroffen. Am interessantesten war, mitzubekommen, wie die palästinensischen Kinder im Alltag leben. Davon hat man in Deutschland ja gar keine Vorstellung. Vieles unterscheidet sich kaum vom Leben deutscher Schüler. Doch manches ist schon deutlich anders: Etwa der hohe Stellenwert der Familie oder die Auswirkungen des Nahostkonflikts auf den Alltag.

Jonathan Schmidt: Ich habe im Libanon studiert und bin dadurch in Berührung mit dem Nahen Osten gekommen, insbesondere mit den Christen dort. Nach meiner Rückkehr hat mich Jens Nieper, der Nahostreferent des Berliner Missionswerkes gefragt, ob ich im Jerusalemsverein mitmachen will. So bin ich dazu gekommen, mich für die evangelischen Christen in Palästina zu engagieren. Meines Erachtens ist das ein Aspekt, für den wir Verantwortung haben: Denn die evangelische Kirche im Heiligen Land, also in Palästina und auch in Jordanien, geht unter anderem auf die Deutschen zurück. Deshalb sollten wir sie auch heute in Partnerschaft begleiten.

Silke Nora Kehl: Hat Sie der Ort geprägt, an dem Sie Ihren Freiwilligendienst absolviert haben? Spielte es für Sie eine Rolle, auf der palästinensischen oder israelischen Seite zu sein?

David Splittgerber: Ja, und das hat mich selbst überrascht. In der zehnten Klasse habe ich an einem Schüleraustausch mit Israel teilgenommen und hatte guten Kontakt zu meinem Austauschpartner und seinen Mitschülern. Damals wurde mir klar, dass ich noch einmal länger in das Land möchte. Es war eher Zufall, dass ich dann in Palästina gelandet bin, wobei ich diese andere Seite Israels schon bewusst kennenlernen wollte. Als ich in Beit Sahour war, habe ich die Grenze zwischen beiden Völkern deutlich gespürt. Obwohl ich immer offen sein wollte, auch mit Israelis etwas zu unternehmen, konnte ich mich da nicht mehr so darauf einlassen Das habe ich vorher unterschätzt.

Elisa Haugwitz: Das ist aber auch sehr verständlich. Du musst ja erst mal dort ankommen in der Kultur. Das ist ja keine Gesellschaft, die dir so vertraut ist, dass du einfach so mit deinem Leben loslegen kannst.

David Splittgerber: Aber ich hatte vorher ja ein sehr positives Bild von Israel und guten Kontakt zu Israelis. Und trotzdem fiel es mir in meinem Jahr als Freiwilliger schwer, diesen Kontakt aufrecht zu erhalten. Ich habe mich nie so ganz frei gefühlt, wenn ich auf der israelischen Seite unterwegs war.

Sophie Fölbach: Bei uns gab es einen riesigen Unterschied zwischen den vielen ASF-Freiwilligen, die nur in jüdischen Projekten waren, und den Freiwilligen, die wie ich in Haifa waren. Wir hatten eben auch arabische Freunde und sind oft in eine Bar gegangen, in der ein arabischer Lehrer Salsa-Tanzkurse gegeben hat. Je mehr ich mich sozial auch in der arabischen Welt Haifas verankert habe, desto schwieriger wurde der Dialog mit meinen Mitfreiwilligen. Nach neun Monaten gab es innerhalb unserer Gruppe eine riesige Kluft: Wie wir den Nahostkonflikt sehen, auf wessen Seite wir uns stellen oder auch nicht stellen – wir kamen nicht mehr auf einen Nenner. Das hat mich teilweise echt mitgenommen.

„Ich bin nicht neutral, sondern parteiisch für beide Seiten."

David Splittgerber (19) aus Halle war bis August als Freiwilliger des Berliner Missionswerkes an der lutherischen Schule Beit Sahour, nahe Bethlehem.

Silke Nora Kehl: War die deutsche Geschichte und damit auch die deutsche Verantwortung für die Shoah ein Grund für Sie, mit ASF nach Israel zu gehen? Wie präsent ist das Thema in Ihrer Generation?

Sophie Fölbach: Das Thema ist für viele nicht mehr so präsent. Ich habe mich in der Schulzeit mit dem Holocaust beschäftigt und eine Facharbeit über die jüdische Gemeinde bei uns vor Ort geschrieben. Und meine Eltern haben Freunde aus Israel. Das hat mich bestimmt ein bisschen beeinflusst, eigentlich ausschlaggebend war aber eine Reise nach Israel. Ich fand das Land total beeindruckend und dachte: Wow, das ist ein Ort, wo alle zusammenleben können. Ich habe dann einfach nach Organisationen gegoogelt, die nach Israel entsenden. ASF kannte ich vor meiner Recherche gar nicht.

„Wir haben eine Verantwortung für die evangelischen Christen in Nahost."

Jonathan Schmidt (27) aus Berlin studiert Evangelische Theologie. Nach einem Studienjahr in Beirut (Libanon) wurde er Mitglied des Jerusalemsvereins.

Elisa Haugwitz: Bei mir ist es ähnlich: 2015 bin ich in Israel und Palästina gereist, per Couchsurfing. Ich fand die Menschen auf beiden Seiten sehr herzlich und gastfreundlich – und sehr spannend. Und ich wollte mehr über diese beiden Bevölkerungen lernen. Erst bei der Bewerbung bei ASF habe ich gemerkt, wie wenig ich über Israels und Deutschlands Geschichte weiß. Ich hatte ich immer das Gefühl, dass sich fast niemand mehr für die Shoah interessiert. Aber durch meine Zeit bei ASF habe ich festgestellt, wie viele Menschen – auch in meinem Umfeld hier – sich doch irgendwie damit beschäftigen. Das ist kein großes, lautes Thema. Aber fast jeder hat etwas, was er damit verbindet: einen Gedenkstättenbesuch oder auch nur das Wahrnehmen der Stolpersteine.

Jonathan Schmidt: Manchmal finde ich es beklemmend, wenn ich so durch Berlins Straßen laufe und vor jeder zweiten Haustür vier oder fünf solcher Stolpersteine sehe. Ich denke dann: Hier haben so viele jüdische Menschen gelebt. Und heute kenne ich persönlich keinen einzigen.

Elisa Haugwitz: Bist Du Dir sicher? Auch heute sagt man nicht unbedingt, dass man jüdisch ist.

Carlotta Wegner: Das stimmt. Einige meiner Freunde und Bekannten haben mir jedenfalls erst ganz spät erzählt, dass sie jüdisch sind.

„Wie es den Überlebenden der Shoah geht, ist vielen Deutschen gar nicht klar."

Elisa Haugwitz (30), Lehrerin aus Hamburg, war zwölf Monate als Freiwillige für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) in Israel.

Jonathan Schmidt: Das würde mich umso mehr beklemmen, wenn sich herausstellen würde, einer meiner Freunde hätte mir das nicht gesagt – aus Angst. Andererseits: Das Thema Holocaust ist in unserer Gesellschaft doch omnipräsent: Auf irgendeinem unserer Fernsehprogramme läuft fast immer eine Doku über den Krieg oder die Shoah. Es gibt überall Gedenktafeln. Daran merkt man, dass die Schuld, die sich unser Land kollektiv aufgeladen hat, nicht verhandelbar ist. Sie verjährt auch nicht.

David Splittgerber: Ich finde es sehr wichtig, dass das Thema Holocaust für uns Deutsche eine so große Stellung hat. Zumindest in meinem Bekanntenkreis ist es so, und auch im Geschichtsunterricht. Das sollte auf keinen Fall weniger werden. Allerdings ist es hier eher ein Faktending, ganz anders als in Israel. Dort ist das Thema emotional aufgeladen. Das sieht man ja auch in der Ausstellung von Yad Vashem. Die fand ich total berührend und gut, weil man das Thema mit Zahlen nicht gebührend behandeln kann. Mich stört aber, wie die Shoah dort mit Nationalismus verbunden wird. Im letzten Raum wird die israelische Hymne gespielt.

Elisa Haugwitz: Allerdings singen dort Kinder – in einer Aufnahme, die vor dem Krieg entstanden ist. Damals war dieses Lied noch nicht die israelische Nationalhymne. Es hat einen historischen Kontext, der eben nicht nur national, sondern auch kulturell jüdisch ist. Natürlich ist das Lied aber auch zionistisch geprägt und dann von Yad Vashem in den nationalen Kontext gesetzt worden. Grundsätzlich finde ich, dass Yad Vashem auch sehr gut mit Zahlen und Fakten umgeht.

Sophie Fölbach: Man kann sich dem Thema gar nicht ohne Emotionen nähern. Mich hat die Arbeit bei Amcha tief berührt. Dass die Überlebenden ihre Geschichten mit mir teilen. Bei unserer Abschiedsparty habe ich den älteren Menschen gesagt, dass es ist meine Aufgabe sein wird, ihre Geschichten mit nach Hause zu nehmen. Dass ich dafür sorgen werde, dass sie nicht vergessen werden.

Elisa Haugwitz: Zum Glück gibt es die ganzen Video-Interviews, die kurz nach dem Krieg aufgenommen worden sind: Wenn die Zeitzeugen nicht mehr leben, wird es ihre Aussagen noch

„Ich möchte dafür sorgen, dass die Geschichten der Menschen nicht vergessen werden."

Sophie Fölbach (25) aus Koblenz ging nach ihrem Psychologiestudium ein Jahr für ASF nach Haifa. Sie ist seit August wieder in Deutschland.

geben. Spannend ist, dass einige Menschen, die jahrzehntelang geschwiegen haben, jetzt das Bedürfnis haben, über den Holocaust zu reden. Ihre Erzählungen werden auch vom Leben mit dem Schweigen geprägt sein. Viele haben sich lange schuldig gefühlt, weil andere ermordet wurden und sie überlebt haben.

Silke Nora Kehl: Finden Sie es vor dem Hintergrund unserer Verantwortung für die Shoah auch problematisch, sich auf der palästinensischen Seite zu engagieren?

Jonathan Schmidt: Das stört mich wahnsinnig an diesem ganzen Diskurs: Wenn man sich für die Belange der Palästinenser einsetzt, dann heißt das automatisch, man stelle das Existenzrecht Israels infrage. So ein Blödsinn! Gerade vor dem Hintergrund unserer Geschichte, gerade als Deutsche haben wir doch ein Interesse daran, dass auch der Staat Israel in Stabilität und Frieden leben kann. Das geht de facto aber auch nur, wenn die Palästinenser selbstbestimmt leben können und nicht unterdrückt werden. Insofern ist diese Gegenüberstellung vollkommen fehl am Platz.

David Splittgerber: Bei aller Sympathie für Israel stört mich, dass hier in Deutschland die Palästinenser oft eher als Störenfriede gesehen werden. Der vorherrschende Tenor ist meiner Wahrnehmung nach: Der Nahostkonflikt muss gelöst werden, um Israel eine sichere Existenz zu garantieren. Dabei wird gar nicht gesehen, dass die Palästinenser Menschen sind, die ihre ganz eigenen Sorgen, Nöte und Träume haben. Die viel mit dem Konflikt zu tun haben, aber nicht nur.

Sophie Fölbach: Es gibt diese tiefen Verletzungen und Ängste auf beiden Seiten, die das ganze so schwierig machen. Es ist kompliziert – und wird immer komplizierter, je mehr man sich damit beschäftigt. Mich haben dann auf beiden Seiten auch Dinge genervt. Zum Beispiel, wenn ich mit einem arabischen Freund am Checkpoint stand und der schon ahnte: Jetzt muss ich hier wieder ein, zwei Stunden am Parkplatz stehen. Andererseits sieht man in Palästina immer wieder Bilder von Attentätern, die überall aufgehängt und damit auch irgendwie glorifiziert werden. Das hat mir auch nicht gefallen.

David Splittgerber: Man muss aber dazu sagen: Nicht alle Palästinenser, die als Märtyrer verehrt werden, weil sie in israelischen Gefängnissen sitzen, sind Attentäter.

Sophie Fölbach: Das ist mir bewusst. Generell habe ich versucht, mich auf das Positive zu fokussieren – auch wenn das nicht einfach war. In Haifa zum Beispiel werden im Dezember die Straßen geschmückt, um muslimische, jüdische und christliche Festtage gemeinsam zu feiern. Das war ein schöner Aspekt.

Silke Nora Kehl: Würden Sie gern nochmal in Israel oder Palästina leben?

Carlotta Wegner: Ich möchte gern noch einmal nach Israel. Vielleicht einfach nur als Touristin oder zum Theologiestudium nach Jerusalem. Weil ich immer denke: Nur die eine Seite zu kennen, das ist nicht gut.

David Splittgerber: Ich bin ja erst seit August zurück. Im Moment begreife ich es als Aufgabe, die Geschichten der Menschen vor Ort zu erzählen. An meinem letzten Tag in Beit Sahour hat mich ein Schüler aus der elften Klasse gefragt: Was wirst du über uns sagen in Deutschland? Da wurde mir klar, dass es den Palästinensern total wichtig ist, was man weltweit über sie denkt. Sie gucken ja auch die internationalen Nachrichten und sehen, wie oft sie als potenzielle Terroristen dargestellt werden. Meine palästinensischen Kollegen und Freunde haben gebeten: Erzähl' in Deutschland, wie es wirklich ist. Ich habe mich jetzt entschieden, parteiisch für beide Seiten zu sein – die israelische und die palästinensische. Auch wenn das komisch klingt. Aber „neutral" – das klingt so, als hätte ich gar keine Haltung.

David Splittgerber und Jonathan Schmidt

„Talitha Kumi ist eine große Chance“

Abiturientin Mirel möchte in Deutschland studieren

Mirel Khalilieh ist 17 Jahre alt und orthodoxe Christin. Sie absolviert im nächsten Sommer das Deutsche Internationale Abitur in Talitha Kumi. Was verbindet sie mit Deutschland? Welche Rolle spielt Religion für sie? Hannah, Teilnehmerin des Freiwilligenprogramms des Berliner Missionswerkes, hat mit ihr darüber gesprochen.

Hannah: Was ist für Dich typisch deutsch?
Mirel: Eine Charaktereigenschaft, die ich immer mit Deutschen verbinde, ist die Pünktlichkeit. Auch das Bier, die Kartoffel und die Currywurst sind für mich typisch deutsch. Und die schwere, komplizierte Grammatik, die mir das Lernen der Sprache manchmal sehr erschwert hat, empfinde ich ebenfalls als etwas sehr Deutsches.

Wie unterscheidet sich Talitha Kumi von anderen palästinensischen Schulen?
In Talitha Kumi wird Schülern die Möglichkeit gegeben, das deutsche und das palästinensische Abitur – Tawjihi – zu absolvieren. Mit dem deutschen Abitur kann man dann direkt in Deutschland studieren. Talitha Kumi bietet Schülern damit eine große Chance für ihre Zukunft.

Was findest Du an Deiner Schule positiv und was negativ?
Als positiv empfinde ich vor allem den DIAP (Deutsche Internationale Abiturprüfung)-Zweig, der den Schülern eine neue Möglichkeit und auch eine weitere Perspektive für die Zukunft bietet. Aber auch die Größe der Schule nehme ich als positiv war. Viele Persönlichkeiten treffen hier aufeinander und lernen miteinander. Negativ finde ich als DIAP-Absolventin vor allem die strengen Regeln für das Abitur. Da wir das deutsche Abitur ablegen, müssen wir uns an die Richtlinien und Regeln aus Deutschland halten. Gleichzeitig müssen wir uns aber auch an die palästinensischen Vorgaben halten. Es ist anstrengend, diesen beiden Systemen verpflichtet zu sein und dabei noch ein bisschen Spielraum, beispielsweise in der Prüfungsfächerwahl, zu behalten. Wir haben da nicht die gleichen Freiheiten wie die Schüler in Deutschland.

Glaubst Du, dass es Dinge gibt, die Deutsche an Palästinensern nicht verstehen und umgekehrt?
Ja, die gibt es auf jeden Fall. Die palästinensische Gesellschaft ist sehr viel konservativer als die deutsche. Die deutsche Gesellschaft ist freier und mit weniger Konventionen durchzogen. In Palästina gibt es ein sehr starkes Gruppen- und Familiengefühl. Dies ist in Deutschland einfach nicht so ausgeprägt.

Würdest Du gern in Deutschland studieren?
Ich könnte es mir sehr gut vorstellen, in Deutschland zu studieren. Deutschland hat sehr gute Universitäten und Studienfächer, die mich sehr reizen. Zurzeit bin ich mir noch nicht sicher, in welche Richtung ich beruflich gehen möchte. Psychologie interessiert mich sehr, Physiotherapie finde ich auch spannend.

Mirel, Schülerin der deutschsprachigen Abiturklasse, und Hannah, seit August Freiwillige in Talitha Kumi

Könntest Du Dir vorstellen, viele Jahre im Ausland zu leben und nicht bei Deiner Familie zu sein?
Da ich ein Studium in Deutschland anstrebe, kann ich es mir sehr gut vorstellen, mehrere Jahre dort zu leben. Mein älterer Bruder, der in Talitha Kumi sein palästinensisches Abitur gemacht hat, lebt momentan in Darmstadt und studiert dort seit 5 Jahren.

Welche Rolle spielt Religion für Dich?
Meine Familie ist religiös, doch für mich persönlich spielt Religion eher eine geringere Rolle. In meiner Kindheit war Religion mir sehr wichtig. In meinem heutigen Leben ist das nicht mehr so. Doch ich denke viel über meine religiöse Prägung nach, manchmal stelle ich sie auch infrage. Dadurch habe ich mich auch für andere Lebensstile geöffnet – und darüber bin ich glücklich.

Gehst Du mit Deiner Familie regelmäßig in die Kirche?
Ich gehe sehr wenig in die Kirche. Meine Familie geht jedoch regelmäßig hin.

Was verbindest Du mit Evangelisch-Sein?
In Talitha Kumi hat sich ein Gruppengefühl über Religionen hinweg gebildet. Ich habe evangelische und orthodoxe Freunde. Für mich ist es egal, welcher Konfession man angehört. Christ ist für mich Christ. Durch diesen Grundsatz, den Talitha Kumi auch vertritt, herrscht in der Schule eine gute Atmosphäre.

Hast Du Dich schon einmal wegen Deiner Religion diskriminiert gefühlt?
Nein.

Hast Du Vorbilder? Wer beeindruckt Dich und warum?
Ich habe keine Vorbilder in dem Sinne, weil ich die Idee eines Vorbildes nicht unterstütze. Ich möchte einem Menschen nicht nacheifern, sondern meine eigenen Ideen entwickeln und verwirklichen. Ich möchte in meine Ideen investieren und nicht die einer anderen Person nachmachen. Also nein, ich habe kein Vorbild.

Wie stellst Du Dir Deine Zukunft vor?
Ich möchte in Deutschland studieren und dort einige Jahre meines Lebens verbringen. Darüber hinaus weiß ich noch nicht, ob ich für immer in Deutschland bleiben will. Das hieße nämlich, ich verlasse Palästina für immer. Ich weiß nicht, ob ich das kann.

Das Interview führte Hannah Mönch in Talitha Kumi. Mit Fragen von Silke Nora Kehl.

Vertrauensleute des Jerusalemsvereins

Auskünfte über unsere Arbeit bekommen Sie in den Landeskirchen

BERLINER MISSIONSWERK
www.berliner-missionswerk.de

Jerusalemsverein im Berliner Missionswerk
www.jerusalemsverein.de

Anhalt
Pfr. Hans-Justus Strümpfel
Parkstr. 8
06846 Dessau-Rosslau
Fon: 0340 - 221 29 40
struempfel.dessau@googlemail.com

Baden
Pfr. W. E. Miethke, StR
Oscar-Grether-Str. 10c
79539 Lörrach
Fon: 07621 – 162 28 62
miethke.wolf@t-online.de

Bayern
Pfr. Hans-Jürgen Krödel
Langonerstr. 8
82377 Penzberg
Fon: 08856 - 804 89 90
hans-juergen.kroedel@gmx.net

Pfr. Ernst Schwemmer
Ölbergstr. 5
93449 Waldmünchen
ernstschwemmer@web.de

Dekan Martin Steinbach
Schützenweg 10
83646 Bad Tölz
Fon: 08041 / 76 12 73 – 31
Mail: martin.steinbach@elkb.de

Berlin Branderburg
Dr. Harald Iber, GesD i.K. aD
Hampsteadstr. 23c
14167 Berlin
Fon: 030 - 8736334
Mail: har.iber@gmx.de

Braunschweig:
Propst i. R. Matthias Blümel
Seekannenring 7A
38446 Wolfsburg
Fon.: 05363 99 89 287
Fax: 05363 99 81 604
matthias.bluemel@kabelmail.de

Hessen-Nassau
Pfr. Matthias Kraft
Breslauer Str. 8a
65307 Bad Schwalbach
Fon: 06124 727 53 57
matthias.m.kraft@web.de

Pfr. Thomas Sinning
Tucholskystraße 92
60598 Frankfurt
Fon: 069 68 58 25
sinningfrankfurt@aol.com

Hannover
Mag. theol. Gerd Brockhaus, P. i. R.
Große Pranke 13
30419 Hannover
Fon: 0511 – 64 22 14 20
Mobil: 0175 – 5232126
brockhaus@marienwerder.de

Pfr. Dr. Frank Foerster
Kurt-Schumacher-Allee 25
30851 Langenhagen
Fon: 0511 - 679 14 304
Mail: frank.foerster@evlka.de

Pastor Michael Wabbel
Kirchenstraße 4
21244 Buchholz
Fon: 04181 – 216 88 22
MuSWabbel@t-online.de

Mitteldeutschland
Stephen Gerhard Stehli
Hegelstr. 36,II
39104 Magdeburg
Fon: 0391 – 567 76 50 (d)
Fon: 01520 – 159 31 68 (p)
sg.stehli@web.de

Nordkirche
Pastor Andreas Schulz-Schönfeld
Olandstraße 17
25821 Bredstedt
Fon: 04671 – 91 12 29 (d)
schuschoe@gmx.de

Oldenburg
Pfr. Tom Oliver Brok
Geestweg 9 a
26316 Varel
Fon: 04451 – 45 85
pastor@brok.de

Pfalz/Saar:
Pfr. Jörg Schreiner
Im Winkel 14
67273 Weisenheim am Berg
Fon: 06353 – 12 57
schreiner.weisenheim@gmx.de

Dr. Wolfgang Wittrock
Am Harzhübel 120
67663 Kaiserslautern
Fon: 0631 – 132 48
ute.wolfgang.wittrock@t-online.de

Rheinland:
Pfn. Dr. Beate Sträter
Ev. Schulreferat Bonn/
Haus der Ev. Kirche
Adenauerallee 37
53113 Bonn
Fon: 0228 – 68 80 185 (d.)
b.straeter@schulreferatbonn.de

Sachsen
Pfr. Frank Meinel
St. Wolfgangskirche
Martin-Planer-Weg 4
08289 Schneeberg
Fon: 03772-38 15 01
pfarrer-fmeinel@t-online.de

Westfalen:
Pfr. Eberhard Helling
Lessingstrasse 7
32312 Lübbecke
Fon: 05741 - 52 55
eberhard.helling@gmx.de

Pfn. Annegret Mayr
Giersbergstraße 30
57072 Siegen
Fon: 0271 – 511 21
as.mayr@kk-si.de

Württemberg:
Bernard Cantré, OStR i. R.
Jagststraße 14
74592 Kirchberg/Jagst
Fon: 07954 – 85 08
bernard.cantre@t-online.de

Pfr. Dr. Jörg Schneider
Jürgensenstraße 32
72074 Tübingen
Fon: 07071 - 920 87 63
jg-schneider@t-online.de

Österreich:
Landessuperintendent
Pfr. Thomas Hennefeld
Schweglerstr. 39
A-1150 Wien
Fon: 0043 – 699 18 87 70 56
t.hennefeld@evang.at

Impressum
Im Lande der Bibel ist eine Zeitschrift zur Information über evangelische Arbeit im Nahen Osten für die Mitglieder des Jerusalemsvereins und Freunde und Förderer der Arbeit und erscheint dreimal jährlich.
Vorsitzender des Jerusalemsvereins: Bischof Dr. Hans-Jürgen Abromeit

Herausgeber:
Berliner Missionswerk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz im Zusammenwirken mit dem Jerusalemsverein
Georgenkirchstr. 69/70, D - 10249 Berlin
www.berliner-missionswerk.de
www.jerusalemsverein.de

Mitglieder des Redaktionsausschusses:
Dr. Hans-Jürgen Abromeit, Matthias Blümel, Dr. Roland Löffler, Jens Nieper
Redaktion: Silke Nora Kehl, Jutta Klimmt, Jens Nieper, V.i.S.d.P.: Direktor Roland Herpich
Artikel, die mit vollem Namen gekennzeichnet sind, geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Korrekturen: Christiane Carmesin

Bildnachweis:
Ben Gray/ELCJHL: Titelbild, 3, 40, 41, 46, 47; Jerusalemsverein: 8; Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim: 9, 11, 12; Maibritt Gustrau: 13; Martin Leiter: 14, 21; Yousef Tushyeh: 23, 38; Matthias Blümel/privat: 26, 28, 29; Heinrich John: 35; William Abu Dayyeh: 37; Stadtverwaltung Jerusalem: 39; Wolfgang Schmidt: 39; Talitha Kumi: 42; Nazih Musharbash: 43; Lenos Verlag: 44; Verlag Kiepenheuer und Witsch: 45; alle anderen Bilder: Berliner Missionswerk.

Layout: Jana Müller-Heuser

ISSN-Nr. 0019-2597

Unsere Bankverbindung
Konto des Jerusalemsvereins im Berliner Missionswerk
Evangelische Bank
IBAN: DE66 5206 0410 0003 9097 60
BIC: GENODEF1EK1

Geschäftsstelle des Jerusalemsvereins im Berliner Missionswerk
Georgenkirchstr. 69/70
D- 10249 Berlin
Fon: 030 - 243 44 -195/-192
Fax: 030 - 243 44 124
nahost-jv@berliner-missionswerk.de
www.jerusalemsverein.de

FSC
www.fsc.org
100%
Papier aus verbindlich bewirtschafteten Wäldern
FSC® C075521

Im Rahmen einer seiner theologischen Studienreisen nach Israel und Palästina hält Matthias Blümel hier einen Vortrag in den Gärten der Bahai in Haifa.

40 Jahre für Christen in Palästina

Matthias Blümel ist seit 1977 im Jerusalemsverein aktiv

Sein Vikariat absolvierte Matthias Blümel im Heiligen Land, danach trat er als junger Pfarrer der evangelisch-lutherischen Landeskirche Braunschweig dem Jerusalemsverein bei. Seitdem ist er Vertrauenspfarrer, 1991 wurde er Vorstandsmitglied und später stellvertretender Vorstandsvorsitzender. Außerdem ist der 67-Jährige Mitglied des Missionsrates des Berliner Missionswerkes und der Evangelischen Mittelost-Kommission (EMOK).

Interview von **Silke Nora Kehl**

Herr Blümel, woher kommt Ihr großes Engagement für den Jerusalemsverein?

Grundsätzlich sicher auch daher, dass ich in einer Missionsfamilie großgeworden bin. Ein Inder und ein Afrikaner haben mir das Zählen beigebracht, die beiden saßen nämlich oft bei uns Zuhause am Tisch. Meine Tante war Missionarin in Tansania, mein Onkel Missionar in Südafrika. Und mein Vater war am Leipziger Missionshaus ausgebildet worden und hat die Leipziger Mission West später in Westdeutschland weitergeführt.

Seit genau 40 Jahren sind Sie Vereinsmitglied. Wie kam es denn konkret dazu?

Erst einmal ging ich 1975 als Vikar nach Jerusalem an die Erlöserkirche. Und kam etwa zwei Jahre später mit unglaublich vielen Eindrücken – positiven, aber auch bedrückenden Erfahrungen – zurück nach Braunschweig. Dort sprach mich dann ein Pfarrer meiner Landeskirche an, ob ich Mitglied des Jerusalemsvereins werden wolle. Im Herbst 1977 bin ich dem Verein beigetreten und auch gleich Vertrauenspfarrer geworden. Damals wie heute lebe ich in dem Bewusstsein, dass es mich als Christ nur deshalb gibt, weil sich die Menschen aus Jerusalem vor 2000 Jahren auf den Weg gemacht haben, um die Botschaft Christi in die Welt zu tragen. Und jetzt gehe ich eben immer wieder nach Jerusalem.

Wie haben Sie Ihre Zeit als Vikar in Jerusalem erlebt? Was hat Sie so beeindruckt?

Die Orte der Bibel wurden auf einmal lebendig, das war für mich als Vikar eindrucksvoll. Und das Gemeindeleben an der Erlöserkirche war intensiv. Es gab damals gar nicht so viele Gemeindeglieder, aber der Zusammenhalt war wie in einer Familie. Außerdem hat mich die Vielfältigkeit der Ökumene in Jerusalem beeindruckt: Sie ging weit über das hinaus, was ich aus Deutschland kannte.

Die Kaiserswerther Diakonissen haben mich auch sehr beeindruckt. Sie sind jeden Sonntag zum Gottesdienst gekommen und haben sich anschließend im Kirchencafé kritisch mit meinen Predigten auseinandergesetzt. Ich war auch oft bei ihnen in Talitha. Und ich weiß noch ganz genau, wie voll es bei meinem Abschiedsgottesdienst war: Die Diakonissen waren da, die Marienschwestern vom Ölberg,

die Mitglieder der Herrnhuter Brüdergemeinde und der Jesusbruderschaft. Und natürlich viele Einzelne, zu denen ich auch später noch sehr gute Kontakte gehabt habe.

Welche Erfahrungen haben Sie bedrückt?

Die Präsenz von Soldaten mit Maschinengewehren auf der Straße. Ich habe auch miterlebt, wie jemand in der Nähe der Erlöserkirche erschossen wurde. Und es gab auf dem „Sternberg" nördlich von Ramallah noch ein von der Herrnhuter Brüdergemeine geführtes Lepra-Krankenhaus. Ich war regelmäßig dort. Auf dem Gelände lebte ein Mann, der mir zeigte, dass er zwei seiner Finger durch die Krankheit verloren hatte. Das hat mich tief berührt. Ich habe hohe Achtung für diejenigen, die sich dort aus christlicher Motivation der Leprakranken annahmen. Mir sind in Jerusalem viele fromme, aber dabei nicht frömmelnde Menschen begegnet.

Und dann kamen Sie zurück nach Deutschland …

Ja, und ich wollte meine Eindrücke so gern weitergeben! Offen gestanden war es schon etwas deprimierend, dass einige Menschen hierzulande kaum etwas darüber erfahren wollten. Sondern sich darüber gestritten haben, ob sie ihr Gartentor grün oder rot streichen. Das kam mir nach meiner Rückkehr banal vor. Im Umkreis des Jerusalemsvereins war das natürlich anders. Es war für mich als junger Pfarrer ein Erlebnis, mit so erfahrenen und interessierten Menschen zusammenzuarbeiten: mit einem Propst, mit einem Schulrat, mit gesellschaftlich und politisch Engagierten – und diese Menschen auch auf einer persönlichen Ebene kennenzulernen. Es ist ein großer Vorteil unserer Vereinsstruktur, dass sie solche Begegnungen ermöglicht.

Gibt es Begegnungen, die Sie besonders geprägt haben?

Von den Begegnungen mit Annemarie Karnatz, Paul E. Hoffman, Helmut Glatte, Christoph Rhein, Jürgen Wehrmann und Johannes Friedrich zehre ich noch heute. Und auch von der Begegnung mit Anna Ennab, sie war Gemeindemitglied der Erlöserkirche. Von diesen Menschen habe ich gelernt, niemals aufzugeben, sondern sich weiter für die Belange der Christen im Heiligen Land einzusetzen, auch wenn dies auf Desinteresse oder Abwehr stößt. Denn aufgrund der deutschen Geschichte und der Shoah hat die israelisch-jüdische Perspektive bei uns natürlich ein großes Gewicht. Als Amerikaner konnte sich Paul E. Hoffman beispielsweise ganz anders zum Nahostkonflikt positionieren als wir.

Können Sie denn nachvollziehen, dass man deutsches Engagement für die Palästinenser kritisiert? Besteht nicht die Gefahr, dabei eine antiisraelische oder antijüdische Haltung einzunehmen?

Bei einer Sitzung des Jerusalemsvereins Anfang der 80er Jahre.

Ich bin dem Herrgott dankbar, dass er mir zwei Augen und zwei Ohren gegeben hat, sodass ich beide Seiten im Nahostkonflikt wahrnehmen kann. Ich habe die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Niedersachsen-Ost mitgegründet und war einige Jahre im Vorstand, was später aus zeitlichen Gründen leider nicht mehr möglich war. Wir müssen beide Seiten sehen und anerkennen.

Matthias Blümel im Jahr 1975, in dem er als Vikar nach Jerusalem ging.

Aber da die palästinensischen Christen auf vielen Ebenen mit Benachteiligung zu kämpfen haben, setze ich mich heute vor allem für ihre Belange ein. Dies hat noch zwei weitere Gründe: Seitdem es den „Islamischen Staat" gibt, ist die Wahrnehmung hierzulande undifferenzierter geworden. Viele Menschen setzen die Palästinenser mit dem IS gleich. Dabei ist z. B. das Dreieck der Orte Bethlehem, Beit Jala und Beit Sahour stark von christlichen Palästinensern geprägt. Darauf will ich aufmerksam machen. Und was noch schlimmer ist: Das Geburtsland Christi verliert seine Christen. Viele palästinensische Christen sehen in ihrem Land keine Perspektive für sich und ihre Kinder, sie emigrieren. Daher finde ich es wichtig, mich für diese Menschen einzusetzen.

Welchen Handlungsspielraum hat der Verein? Und wie haben sich die Strukturen im Lauf der Jahre verändert?

Zunächst einmal stelle ich immer wieder fest, dass der Jerusalemsverein durchaus gehört und wahrgenommen wird. Ich bin überzeugt, dass wir dies unserer Vereinsstruktur verdanken. Nachdem der JV Mitte der 1970er Jahre ins Berliner Missionswerk integriert worden ist, gab es mehrfach Diskussionen darüber, den Verein aufzulösen und komplett in der größeren Struktur des Missionswerkes aufgehen zu lassen.

Ich habe immer dafür plädiert, den Verein zu erhalten. So konnten und können wir über die Grenzen der Trägerkirchen des Berliner Missionswerkes hinaus agieren, und mittlerweile haben wir wieder 500 Mitglieder. „Im Lande der Bibel" hat als Vereinszeitschrift unsere Arbeit immer begleitet und ist für viele eine wichtige Informationsquelle.

Was ist die größte Herausforderung für die Zukunft?

Wir müssen uns immer wieder Gedanken darüber machen, wie wir auch junge Menschen erreichen können. Denn für Vereinsarbeit begeistern sich junge Leute nicht unbedingt. Wie können wir sie auf uns aufmerksam machen? Da müssen wir gemeinsam Antworten finden und Neues ausprobieren. Die Einführung des Jugendtages war ein wichtiger Schritt. Was ich persönlich sehr positiv finde, ist, dass wir auf Facebook so präsent und aktiv sind. Und dass die Vertrauensleute regelmäßig die Rundbriefe bekommen. Dafür möchte ich an dieser Stelle Jens Nieper und dem Nahostreferat des Berliner Missionswerkes ausdrücklich danken.

Austoben im Sportunterricht in Beit Sahour

Unser Dank gilt Ihnen!

50 Jahre Patenschaftsprogramm

Von **Monika Babski**

Dank der großzügigen und engagierten Unterstützung vieler Patinnen und Paten ist das Schulpatenschaftsprogramm eine besondere Erfolgsgeschichte des Jerusalemsvereins im Berliner Missionswerk. Es wurde 1967 nach dem Sechstagekrieg ins Leben gerufen und feiert dieses Jahr sein 50. Jubiläum.

Aufgrund der neuen politischen Lage nach dem Sechstagekrieg war es dem Jerusalemsverein ein ganz besonderes Anliegen, Familien in der von Israel besetzten Westbank zu unterstützen. Zur Förderung von Schülerinnen und Schüler an den damals fünf evangelisch-lutherischen Schulen im Heiligen Land gründete der Verein im Sommer 1967 das Patenschaftsprogramm.

Seit nunmehr 50 Jahren können dank der finanziellen Unterstützung durch Patinnen und Paten Hunderte von Schülerinnen und Schülern eine qualifizierte schulische Ausbildung absolvieren. Die Schulen bieten den Kindern und Jugendlichen einen geschützten Raum und stellen damit ein bedeutendes Gegengewicht zu den im Alltag vielfach erfahrenen Belastungen dar. Es ist expliziter Ansatz der lutherischen Schulen, den jungen Menschen neben der fachlichen Bildung auch die Bildung des Charakters und der Persönlichkeit zu vermitteln – ein wichtiges Fundament für das weitere Leben.

Dieser Ansatz trägt Früchte: Heute leisten viele der Absolventen der lutherischen Schulen einen wertvollen Beitrag zur Stabilisierung der palästinensischen Gesellschaft. Einer unserer Paten schilderte seinen Schulbesuch im Heiligen Land so: „In einer 12. Klasse hatte ich einen sehr positiven Eindruck von den Schülern. Viele von ihnen erklärten, sie würden nach ihrer geplanten Ausbildung oder einem Studium im Ausland in die Westbank zurückkehren, um sich beim Aufbau der Gesellschaft einzubringen."

Vermittelt werden Schulpatenschaften heute an den vier evangelisch-lutherischen Schulen in Palästina: dem Schulzentrum Talitha Kumi in Beit Jala, dessen Träger das Berliner Missionswerk ist, und den drei von der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land (ELCJHL) getragenen Schulen - der Dar al-Kalima-Schule in Bethlehem, der Evangelisch-Lutherischen Schule in Beit Sahour und der School of Hope in Ramallah. Die lutherische Schule in Jerusalem wurde 2001 geschlossen.

Die schwierigen politischen, sozialen und ökonomischen Lebensbedingungen in der Westbank machen es vielen Eltern unmöglich, das nötige Schulgeld für die Ausbildung ihrer Kinder komplett aus eigener Kraft aufzubringen. Da es sich bei den lutherischen Schulen um Privatschulen handelt, erhalten diese keinerlei öffentliche Förderung durch die palästinensischen Behörden. Das Schulpatenschaftsprogramm ist demnach essenziell für den Fortbestand der Schulen. Für Familien, die einer stärkeren finanziellen Unterstützung bedürfen als andere, hat jede Schule einen Sozialfonds eingerichtet, in den auch die Patinnen und Paten einzahlen können. Dank des Sozialfonds können besonders bedürftigen Familien die Schulgebühren bis zu 80 Prozent erlassen werden.

Eine erste Klasse der Dar al-Kalima-Schule

„Ich freue mich, nun einen bescheidenen Beitrag zu Frieden und Bildung im Heiligen Land leisten zu können", begründet eine Patin ihre Entscheidung, an unserem Schulpatenschaftsprogramm teilzunehmen: „Möge Gott diesen Beitrag segnen und vervielfältigen".

Wer sich für den Abschluss einer Patenschaft interessiert, kann zum einen wählen, welche der vier Schulen er oder sie unterstützen möchte. Zudem möchten wir Ihnen gern unsere drei Formen von Schulpatenschaften vorstellen: Bei einer sogenannten Einzelpatenschaft begleiten Sie ein Kind während seiner schulischen Ausbildung, im besten

Liebe Patenfamilie,

ein arabisches Sprichwort sagt: Wenn die Hoffnung nicht wäre, dann würde das Leben aufhören. In diesem Satz steckt viel Weisheit. Auf meiner ersten Reise ins Heilige Land bin ich einem Vater begegnet, dessen fünf Kinder die lutherische Schule Talitha Kumi besuchen. Er sagte: „Meine Hoffnung ist, dass meine Kinder eine gute Bildung erhalten. Denn Bildung und einen guten Abschluss kann Dir keiner wegnehmen." Das stimmt, dachte ich. Seit jeher setzen Menschen, die ihre Heimat verlassen oder verloren haben, die harte Zeiten durchstehen müssen und einer unsicheren Zukunft entgegenblicken, ihre Hoffnung in ihre Kinder und wollen ihnen die besten Bildungschancen ermöglichen.

Mit Bildung Hoffnung schenken, das ist seit 50 Jahren Anliegen des Jerusalemsvereins. Liebe Patinnen und Paten, Sie schenken mit Ihren großzügigen Spenden und durch Ihre beständige Verbundenheit Hoffnung. Auch die Hoffnung auf Frieden im Nahen Osten dürfen wir nicht aufgeben.In den evangelischen Schulen im Heiligen Land werden Kinder und Jugendliche, Christen wie Muslime, Jungen wie Mädchen zu Toleranz und Respekt vor dem Anderen erzogen. Die Friedenserziehung ist zugleich Auftrag der Schulen. Denn Kinder und Jugendliche sind die Zukunft Palästinas.

Sie tragen mit Ihren Patenbeiträgen entscheidend dazu bei, den Schulbetrieb am Laufen zu halten. Dieses Jahr konnten wir 24 neue Patenschaften abschließen: Darüber freuen wir uns sehr! Ein echter Vertrauensbeweis ist, dass viele von Ihnen uns seit über 40 Jahren unterstützen. Es gibt sogar Patenschaften, die vererbt werden. Das berührt mich sehr. Und es bestärkt und motiviert uns darin, mit unserer Förderarbeit weiterzumachen.

50 Jahre Patenschaftsprogramm und damit 50 Jahre Förderung palästinensischer Kinder und Jugendlicher: Das ist gelebte Hoffnung! Wir sind dankbar und stolz, gemeinsam mit Ihnen eine große, beständige Patenfamilie zu sein. Daher möchte ich im Namen der vier evangelischen Schulen, des Jerusalemsvereins und des Berliner Missionswerkes einen Herzensdank an Sie richten für Ihre unermüdliche Unterstützung: Wir danken allen Patinnen und Paten für die vielen gemeinsamen Jahre und freuen uns auf neue Mitstreiter, die mit uns denselben hoffnungsvollen Weg beschreiten wollen. Shukran!

Mit herzlichen Grüßen und Gottes Segen

Ihre Monika Babski

Über Ihre Anfragen zu unserem Programm freue ich mich.
Sie erreichen mich telefonisch 030 24344192 oder per E-Mail: Patenschaft@bmw.ekbo.de

Guter Start: Deutschlernen im Kindergarten

Fall von der ersten Klasse bis zum Abitur. Das bedeutet allerdings nicht, dass die finanzielle Förderung allein dem Kind oder seiner Familie zufließt. Ihre Spende kommt der gesamten Schule zugute. Von Ihrem Patenkind erhalten Sie jedes Jahr zu Weihnachten eine Grußkarte mit einem aktuellen Foto, zum Abschluss des Schuljahres im Sommer die Schulnote.

Die zweite Möglichkeit ist eine Gruppenpatenschaft für eine Kindergarten- oder Internatsgruppe. Im Internat von Talitha Kumi leben bis zu 25 Mädchen aus sozial benachteiligten Familien in kleinen Gruppen mit jeweils einer Betreuerin zusammen. Weitere Informationen zum Mädcheninternat erhalten Sie auf unserer Website www.talithakumi.org – im entsprechenden Menüpunkt finden Sie einen Flyer. Beim dritten Modell handelt es sich um eine Patenschaft für die gesamte Schule.

Wichtig ist: Alle Patinnen und Paten werden zweimal pro Jahr vom Direktor der Schule, die sie unterstützen, über aktuelle Entwicklungen informiert. Bei allen drei Patenschaftsformen fließen Ihre Spenden in denselben Etat, aus dem sich die Schulgebühren speisen. Denn uns ist wichtig, dass alle Schülererinnen und Schüler etwas vom Patenschaftsprogramm haben. Somit werden diejenigen Familien, deren Kinder nicht am Patenschaftsprogramm teilnehmen – etwa weil für sie kein Pate gefunden werden konnte – nicht benachteiligt. Kein Kind wird bevorzugt, wenn seine persönliche Patin oder der Pate mehr spendet als andere. Zudem bietet diese Form der Unterstützung Sicherheit für alle Lernenden: Kein Patenkind muss die Schule abbrechen, sollte eine Patenschaft gekündigt werden.

Unser Jahresbeitrag für eine Patenschaft betrug viele Jahre 360 Euro, also 30 Euro im Monat. Mit dieser Summe decken Sie ein Viertel eines Schulplatzes ab. Das ist eine große Hilfe für die Familien vor Ort, für die wir Ihnen herzlich danken! Eine große Herausforderung für unser Programm sind die stetig steigenden Betriebskosten an den Schulen. Vor diesem Hintergrund haben wir unser 50. Jubiläum zum Anlass genommen, für eine Erhöhung des monatlichen Beitrags auf 50 Euro zu werben. Allen Patinnen und Paten sei an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt! Wir freuen uns und sind dankbar für jegliche Unterstützung. Ihre Hilfe ist wichtig und wertvoll – und sie bedeutet für die Situation der palästinensischen Kinder einen großen Unterschied.

Bitte beachten Sie auch den beiliegenden Flyer zum Patenschaftsprogramm.

Wasser ist Leben

Themenreise ins Heilige Land

Unter Leitung von Dr. Andreas Goetze, landeskirchlicher Pfarrer für den interreligiösen Dialog (EKBO) und Vorstandsmitglied des Jerusalemsvereins, und Pfarrerin Karin Singha-Gnauck (Kirchenkreis Neukölln) nahmen 32 Personen an der Studien- und Begegnungsreise „Wasser ist Leben" nach Israel/Palästina teil.

Zum Grundkonzept der Reise gehörte, fair und konfliktsensibel zu reisen und das Thema „Wasser" sowohl aus spirituell-theologischer als auch aus geschichtlich-politischer Sicht zu beleuchten. „Zum einen hat Wasser eine große spirituelle Bedeutung. So gilt Gott als Quelle des Lebens", erklärt Andreas Goetze. „Zum andern spielt es im Nahostkonflikt eine politische Rolle."

Ziele der Reise waren die Quellflüsse des Jordan, das Tote Meer, der See Genezareth, das Mittelmeer und der Siloah-Tunnel in der alten Davidstadt. „Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren in all den Wassern, um dieses Element auch sinnlich zu erfahren", berichtet Goetze. „Nur beim Gang durch das knietiefe Wasser im Siloah-Tunnel waren nicht alle dabei, weil es einigen darin zu eng und dunkel war." Der Tunnel wurde vor etwa 2700 Jahren in Jerusalem angelegt, um das Wasser der Gihonquelle am Fuß des Zionsberges in den Teich von Siloah leiten zu können. Damals revolutionierte dies die Wasserversorgung in der Stadt.

Heute ist die Ressource Wasser im Heiligen Land ein knappes Gut – und wird teilweise im israelisch-palästinensischen Konflikt instrumentalisiert. „Wir aber haben auf unserer Reise Israelis, Palästinenser und Jordanier getroffen, die in der Ressource Wasser kein Mittel zur Verstärkung des Konfliktes, sondern zur Friedenssicherung sehen", so Goetze. Mit der Reisegruppe besuchte er lokale Initiativen, die sich für nachhaltige Landwirtschaft, bewusstes Wassersparen oder das Sauberhalten der Gewässer einsetzen.

Wassertanks in Ostjerusalem
Linkes Bild: See Genezareth

„Uns war auf der Reise sehr wichtig, mit den Menschen vor Ort ins Gespräch zu kommen und die unterschiedlichen Narrative kennenzulernen: das israelisch-jüdische, das palästinensisch-christliche und das palästinensisch-muslimische Narrativ." Zu den Stationen der Reise zählten das Friedenscamp „Tent of Nations" bei Bethlehem, die evangelische Gemeinde in Beit Sahour, das Pilgerzentrum Auguste Victoria auf dem Ölberg und das Dorf Nes Ammim bei Akko, das sich die jüdisch-christliche Verständigung zur Aufgabe gemacht hat.

„Auf dem Ölberg haben wir die Pfarrerin Gabriele Zander getroffen, in Beit Sahour haben uns Pastor Ashraf Tannous und seine Gemeindemitglieder erwartet, und unser Gesprächspartner Georg Rössler hat uns das israelisch-jüdische Narrativ näherbringen können", fasst Goetze einige der Begegnungen zusammen. Auch ein Besuch im Schulzentrum Talitha Kumi stand auf dem Programm: Dort überreichte Andreas Goetze der Bibliothekarin Urte Abu Sarhan Bücherspenden aus Berlin.

Bibliothekarin Urte Abu Sarhan (3. v. r.) und Deutschlehrer Yousef Tushiye (rechts) bedankten sich herzlich bei der Gruppe. Organisiert wurde die Reise in Zusammenarbeit des Jerusalemsvereins mit dem Kirchenkreis Neukölln.

Einladung zum 166. Jahresfest des Jerusalemsvereins

Zur Hoffnung berufen?
Erinnerungskultur in Israel und Palästina

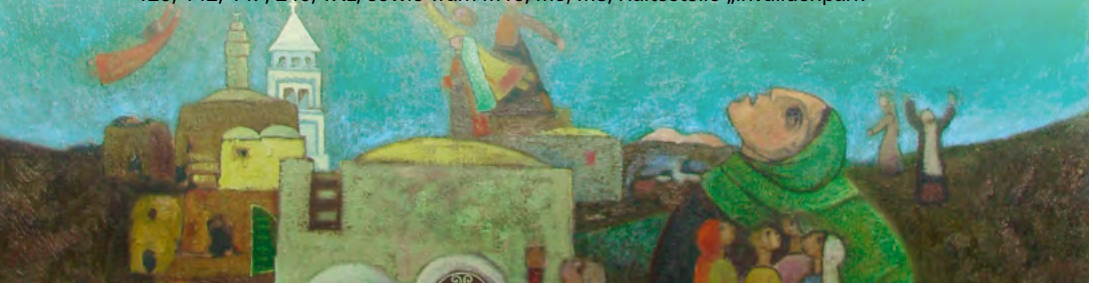
Sonntag, Estomihi, 11. Februar 2018

10.30 Uhr Festgottesdienst in der St. Marienkirche
Karl-Liebknecht-Straße 8, 10178 Berlin-Mitte
Gastprediger: Dr. Munther Isaac, Pfarrer an der Weihnachtskirche in Bethlehem (ELCJHL)

14.30 – 17.30 Uhr Festnachmittag im Kaiserin-Friedrich-Haus
Robert-Koch-Platz 7, 10115 Berlin
Vorträge und Gespräche mit Gästen aus Nahost

Der Eintritt ist frei.

Verkehrsverbindungen:
Zur St. Marienkirche: S- und U-Bahnhof Alexanderplatz und 5 min Fußweg oder Bus 100, 200, M48, sowie Tram M4, M5, M6, Haltestelle „Spandauer Str./Marienkirche".
Zum Kaiserin-Friedrich-Haus: U-Bahnhof Naturkundemuseum und 8 min Fußweg oder Bus 120, 142, 147, 245, TXL, sowie Tram M10, M5, M8, Haltestelle „Invalidenpark"



Einladung an die Mitglieder des Jerusalemsvereins

Mitgliederversammlung
am Samstag, 10. Februar 2018 von 18.00 bis 20.30 Uhr

Ort: Evangelisches Zentrum, Georgenkirchstr. 69, 10249 Berlin, Haus 3 in der 7. Etage
Verkehrsverbindung Evangelisches Zentrum: Von U-/S-Bahnhof Alexanderplatz mit Tram 4 Richtung Zingster Str./Falkenberg bis Haltestelle „Am Friedrichshain" oder mit Bus 200 bis Haltestelle „Am Friedrichshain"

Tagesordnung: u. a. Finanzbericht, Rechenschaftsbericht des Vorstands, Informationen und Anfragen

„Land ist eine Gabe Gottes an uns"
Erstes Treffen der Vertrauensleute Niedersachsen

Die Vertrauensleute der Landeskirchen Braunschweig, Hannover und Oldenburg organisierten am 12. August 2017 erstmals gemeinsam ein Treffen in Hannover. Eingeladen waren Schulpatinnen und -paten sowie Mitglieder des JV.

Von **Matthias Blümel**

Referent beim ersten gemeinsamen Begegnungs- und Informationstreffen der Region Niedersachsen war der Oldenburger Dozent William Abu Dayyeh, der aus einer alteingesessenen Familie in Beit Jala stammt. Als historisch, politisch sowie theologisch kompetenter Sachkenner berichtete er zum einen von seinen persönlichen Erfahrungen in Palästina und Deutschland. Zum anderen beschrieb er die Situation im Heiligen Land aus christlich-palästinensischer Perspektive.

William Abu Dayyeh

William Abu Dayyeh versteht sich als „Brückenbauer zwischen Orient und Okzident". Er stellte fest: „Der Nahostkonflikt ist ein politischer, kein religiöser Konflikt. Gleichwohl ist Religion bei der Suche nach einer politischen Lösung des Konflikts nicht nur gefragt, sondern geradezu unerlässlich." Im Mittelpunkt seiner theologischen Überlegungen standen die Heiligkeit Gottes und die Heiligkeit des Menschen als Ebenbild Gottes, nicht aber die Heiligkeit des Landes. „Land", so führte er aus, „ist eine Gabe Gottes an die Menschen, damit sie in ihm leben und es unter sich gerecht aufteilen. Denn erst gerecht geteiltes Territorium bietet die Voraussetzung zur Lösung des Konflikts zwischen Palästinensern und Israelis."

Die anschließende Diskussion machte deutlich, dass die Anwesenden bereits zahlreiche Erfahrungen im Heiligen Land gemacht hatten. Entsprechend persönlich und fundiert waren die Wortbeiträge. Ihnen war zu entnehmen, wie sehr sich die Einzelnen für die Menschen und den Frieden im Heiligen Land engagieren. Ihr Engagement gilt vor allem Talitha Kumi. Der Stellenwert als christliche Schule, die Bedeutung der Patenschaften und die Notwendigkeit der Unterstützung Talitha Kumis wurden ausdrücklich hervorgehoben.

Das Treffen in Hannover war von Pastor i. R. Gerd Brockhaus gewissenhaft vorbereitet und fachkundig durchgeführt worden. Ihm gilt ein besonderer Dank. Das Zusammensein trug dazu bei, mehr über die Menschen und vor allem über die Christen in und um Jerusalem zu erfahren. Außerdem fand ein reger Austausch über den Jerusalemsverein statt. Viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer wünschten ausdrücklich, auch zukünftig zu solchen Begegnungs- und Informationstreffen auf Niedersachsenebene einzuladen.

„Exzellente Deutsche Auslandsschule“

Gütesiegel für Talitha Kumi

Die Freude in Talitha Kumi war groß, als nach vier Tagen das Ergebnis der deutschen Bund-Länder-Inspektion verkündet wurde: Die evangelische Schule ist am 28. September mit dem Gütesiegel „Exzellente Deutsche Auslandsschule“ ausgezeichnet worden.

Beim Feiern auf dem Schulhof

Von **Jens Nieper**

Am Donnerstagmittag war es im Lehrerzimmer von Talitha Kumi mucksmäuschenstill. Mit Spannung erwarteten die palästinensischen Lehrerinnen und Lehrer, ihre deutschen KollegInnen, Mitarbeitende der Verwaltung, Schülersprecher und eine Reihe von Eltern das Fazit der beiden Schulinspektoren.

Diese repräsentierten zum einen die Bundesländer, in deren Hoheit Deutschlands schulische Bildung liegt, und zum anderen den Bund, der die Auslandsschulen als Instrument der Auswärtigen Kulturpolitik verantwortet. Bevor die Inspektoren ihre Ergebnisse präsentierten, machten sie transparent, nach welchen Kriterien sie vorgegangen waren.

Es gab viel Lob. Die Inspektoren hoben positiv hervor, dass die Unterrichtsplanung zu hundert Prozent erfüllt werde. Und dass der Schulträger sichtbar in die Ausstattung der Schule investiert habe. Beide hatten viele Unterrichtsstunden besucht und bewertet sowie Gespräche mit Einzelnen geführt.

Die Schwerpunkte der Inspektion lagen auf den Aspekten Unterricht, Schulmanagement und Ausstattung. Dabei wurde Talitha Kumi nicht mit anderen Schulen in Palästina verglichen, sondern an den weltweit gültigen Standards für Deutsche Auslandsschulen gemessen. Die Bund-Länder-Inspektion ist eine Maßnahme des Pädagogischen Qualitätsmanagements.

Schließlich wurde das Ergebnis verkündet: Talitha Kumi erfülle die Kriterien einer „Exzellenten Deutsche Auslandsschule“. Die Inspektoren stuften Talitha Kumi bei zwölf der 15 bewerteten Merkmale in die höchsten Kategorien „4“ oder „3“ ein.

Nachdem das Ergebnis bekanntgegeben wurde, brach im Lehrerzimmer ein Jubel los, der selbst die Inspektoren beeindruckte. Nach vier Tagen Anspannung war die Freude über das Ergebnis greifbar: Alle applaudierten und beglückwünschten sich herzlich gegenseitig. Anschließend wurde auf dem Schulhof getanzt.

„Wir sind sehr stolz auf das Gütesiegel“, erklärte Roland Herpich, Direktor des Berliner Missionswerkes, nach Bekanntgabe der Entscheidung: „Unsere Schule sieht ihre gesamte pädagogische Arbeit als Beitrag zur Überwindung von Konflikten und Gewalt und damit als Beitrag zum Frieden an.“

Zahlreiche Gratulationen gingen beim Berliner Missionswerk ein. „Das ist eine sehr große Freude“, schrieb Bischof Dr. Markus Dröge (EKBO), der auch Vorsitzender des Missionsrates ist. „Meinen Dank an alle, die sich so überaus engagiert haben, um dieses Ziel zu erreichen!“

Talitha-Schild im neuen Glanz

„Dann treffen wir uns bei Talitha Kumi!“ Die Reste des alten Schulgebäudes, die an der King-George-Street in Westjerusalem stehen, sind seit Jahrzehnten ein gängiger Treffpunkt für die Einwohner der Stadt. Auch für diejenigen, die gar nicht wissen, was „Talitha Kumi“ überhaupt war und wo die Schule jetzt ist. Doch jüngst war plötzlich das Namensschild vom alten Eingangsgiebel verschwunden. Ein Diebstahl? Ein Akt gegen das christliche Erbe? Die Aufregung war unbegründet. Mit Unterstützung Bischof Munib Younans konnte der Fall geklärt werden: Am Schild hatte der Zahn der Zeit genagt. Es wird aktuell von der Jerusalemer Stadtverwaltung restauriert und soll im Dezember wieder am angestammten Platz prangen.

Hoffnung unter neuem Dach

Ramallah: Die lutherische School of Hope ist umgezogen

Zum Start des neuen Schuljahres ist die School of Hope in einen großen, modernen Gebäudekomplex umgezogen – nach so mancher Bauverzögerung. Zur Ausstattung gehören Computerräume, Labore für den Physik- und Chemieunterricht sowie eine Sport- und Schwimmhalle. Auch die Schulleitung ist neu besetzt: Mit Direktor Naseef Muallem und Mays Husary, die ihm als Konrektorin zur Seite steht.

Erster Schultag im neuen Gebäude. Die School of Hope wird von unserer lutherischen Partnerkirche (ELCJHL) getragen.

Im August öffnete das neue Schulgebäude in Ramallah seine Türen. Alle 450 Kinder – vom Kindergarten bis zur 12. Klasse – werden nun auf dem neue Campus unterrichtet. „In unserem alten Gebäude wurde es von Jahr zu Jahr beengter: In den Räumen, vor allem aber auf den Spiel- und Pausenplätzen war viel zu wenig Platz“, berichtet Pfarrer Imad Haddad. „Gleichzeitig wurde die Nachfrage größer: Wir haben Wartelisten, weil immer mehr Familien ihre Kinder zu uns schicken wollen.“

Und das, obwohl die große Mehrheit der Familien in Ramallah muslimisch sind. Knapp 20 Prozent der Schülerinnen und Schüler an der lutherischen School of Hope sind Christen, über 80 Prozent Muslime. „Unsere Schule hat einen guten Ruf, weil wir neben einer fundierten Ausbildung auch die Entwicklung der Persönlichkeit fördern“, sagt Haddad. „Die jungen Menschen lernen, sich zu akzeptieren und zu respektieren. Und sie lernen, dass Mädchen und Jungen, Muslime und Christen gleichberechtigt und gleich viel wert sind.“

Der Pastor betont: „Wir sind offen für andere Religionen – und stehen dabei klar zu unserer protestantischen Identität.“ Die Morgenandacht, die zweimal in der Woche stattfindet, ist für die christlichen Schüler verpflichtend – den muslimischen Kindern steht die Teilnahme frei.

Wie auch an den drei anderen lutherischen Schulen im Heiligen Land gibt es neben dem regulären Fach Religion, in dem Muslime und Christen getrennt unterrichtet werden, zweimal im Monat religionsübergreifenden Unterricht für alle.

Neben dem ganzheitlichen Ansatz der Schule machten auch Angebote wie internationale Austauschprogramme mit Deutschland, Italien, Norwegen und den USA die School of Hope attraktiv, meint Haddad. „Wenn wir das neue Gebäude noch weiter aufstocken, werden wir Platz für 1000 bis 1500 Schüler haben.“

Große Feier

Anlässlich des 500. Reformationsjubiläums wurde ein international gestalteter Gottesdienst in der Jerusalemer Erlöserkirche begangen. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Jordanien und im Heiligen Land (ELCJHL) feierte ihn mit der Evangelischen Gemeinde Deutscher Sprache und weiteren evangelischen Gemeinden vor Ort. Dazu zählen etwa die amerikanische, schottische, schwedische, dänische und finnische Gemeinde.

Für Diversität und Dialog

Auch die evangelischen Schulen im Heiligen Land begingen den Reformationstag. In der Sporthalle in Bethlehem versammelten sich Schüler und Lehrer aus Beit Sahour, Ramallah, Bethlehem und Beit Jala zu einer interreligiösen Feier. Schulrat Dr. Charlie Haddad betonte in seiner Rede: „Die Reformation war nicht nur ein theologisches Ereignis, sie steht bis heute auch für sozialen Wandel.“ Daher sei die Botschaft der Reformation für muslimische, orthodoxe und lutherische Schüler gleichermaßen wichtig. „An unseren Schulen werden Diversität und Dialog zwischen den Religionen gelebt.“

Konferenz in Amman

Bereits vom 26. bis 28.September hatten sich im jordanischen Amman Vertreter und Vertreterinnen der evangelischen Kirchen im Nahen Osten zu einer Konferenz anlässlich des Reformationsjubiläums versammelt. Die über 70 Teilnehmenden tauschten sich über die evangelische Präsenz und Identität in der Region aus. Auch zahlreiche Gäste aus der Ökumene nahmen an der Konferenz und dem Gottesdienst in der Kirche zum Guten Hirten teil.

Neue Bibliothek für Dar al-Kalima

Am 21. September wurde in Bethlehem das neue Bibliotheksgebäude der Dar al-Kalima-Hochschule eröffnet. Neben Büchern bietet die Bibliothek auch den Zugang zu multimedialen Formaten wie Bildern und Filmen an. Das Gebäude wird mit Solarenergie betrieben und entspricht energieeffizienten Standards. Auch der palästinensische Bildungsminister Dr. Sabri Saidam war bei der Eröffnung anwesend.

Dank an Christine Jildeh

Von **Jens Nieper**

Im Sommer hat Dr. Christine Jildeh kurzfristig Talitha Kumi verlassen. Im Namen des Schulverwaltungsrates und des Schulträgers möchte ich ihr herzlich für die Zeit danken, die sie der Schule gewidmet hat. Es waren rund zweieinhalb Jahre voller Engagement, Innovationen und Erfolge.

Christine Jildeh mit Munir Kokaly, ehemals Lehrer in Talitha Kumi

„Nur wer arbeitet, macht Fehler", sagt man. Es gab auch Kritik an der Arbeit von Christine Jildeh. Doch jeder, der mit einem anderen abrechnet, muss sich die Frage gefallen lassen, ob er oder sie denn selbst perfekt ist.

Wenn wir auf das Wirken von Dr. Jildeh in den letzten Jahren zurückblicken, dann können wir nur sehr zufrieden sein. Denn sie hat für die Schule vieles bewegt. Sie hat auch Dinge angestoßen, die zuvor lange liegengeblieben waren und damit konstruktiv zur weiteren Entwicklung Talitha Kumis beigetragen. Wir sind durch ihre Arbeit bereichert worden.

Christine Jildeh kam nicht aus dem schulischen, sondern aus dem akademisch-universitären Bereich an unsere Institution. Dadurch hatte sie oft einen anderen Blick auf den Alltag und die Strukturen in Talitha Kumi. So manches unkonventionelle Moment brachte sie ein. Immer wieder hat sie uns – der Lehrerschaft und den Mitarbeitenden, der Schulleitung und dem Schulträger – damit eine andere Perspektive eröffnet.

Sie hat uns sichtbar gemacht, wo wir uns mit dem Gewohnten zufriedengeben – und auch, wo wir Alternativen zumindest in Betracht ziehen sollten und neue Potenziale erschließen können. Nicht einfach dem gewohnten „Trott" zu folgen – das hat Dr. Jildeh auch viel Kraft gekostet und Widerstände erfahren lassen.

Ich war froh, wenn auf so manchen erschöpften Blick von ihr – und manchmal auch Tränen – immer wieder ihr erfrischendes, zuversichtliches und selbstbewusstes Lachen erscholl. Diese Freude gehört zu all dem, was uns nun fehlen wird. Liebe Frau Dr. Jildeh: ein ganz herzliches Danke an Sie! Alles Gute Ihnen und Gottes Segen für Ihren weiteren Lebensweg!

Wir sind dankbar, dass Milad Ibrahim sich nun bereiterklärt hat, die stellvertretende Schulleitung kommissarisch zu übernehmen. Herr Ibrahim ist seit vielen Jahren in Talitha Kumi tätig. Wir wünschen ihm Weisheit und Kraft, Geduld und Ausdauer, Freude und Erfolg!

Nachruf auf Gerhild Theis

Als „Mrs. Theis" kannten Schüler, Lehrer und Mitarbeiter die Ehefrau des im Jahr 2009 verstorbenen Lehrers Felix Theis. Von 1958 bis 1967 arbeiteten Herr und Frau Theis zunächst in Bethlehem, anschließend im damaligen Jungeninternat in Beit Jala. Hier unterrichtete Felix Theis, später wirkten seine Ehefrau und er gemeinsam als Pädagogen im Internat.

Gerhild Theis war eine überzeugte Gärtnerin, die nicht nur Gemüse und Obst im kleinen Schulgarten anbaute, sondern den aufmüpfigen Schülern u.a. auch das Kompostieren beibrachte. Die von den arabischen Schülern nicht geliebten Wandertage nutzte sie oft, um ihren Zöglingen die Botanik des Heiligen Landes nahezubringen.

Nach ihrer Rückkehr aus Beit Jala lebte Familie Theis mit ihren Kindern Veronika, Joachim, Ulrich, Jakob und Mark in Lüdenscheid. Auch hier fand Gerhild weitere Betätigungsfelder: Sie betreute palästinensische Schüler in Deutschland, nahm Flüchtlinge in ihr Haus auf und demonstrierte hartnäckig für die Friedensbewegung.

Gerhild Theis (31.03.1926 - 20.10.2017)

Außerdem arbeitete sie ehrenamtlich in vielen sozialen und kirchlichen Einrichtungen mit. Übereinstimmend bekunden nun ehemalige Schüler wie der bekannte palästinensische Maler Sliman Mansour oder der jordanische Politiker Dr. Dureid Mahasneh den äußerst positiven Einfluss der „theissischen Erziehung": auf sie selbst sowie eine lange Reihe weiterer ehemaliger Schüler. Mit Dank und Anerkennung entbieten wir alle unser herzlichstes Beileid.

Nazih Musharbash, Bad Iburg
Vizepräsident der Deutsch-Palästinensischen Gesellschaft e.V.

Neuer Schulleiter für Talitha Kumi

Studiendirektor Matthias Wolf wird im August 2018 die Nachfolge von Rolf Lindemann antreten. Der 54-Jährige ist derzeit als Fachbereichsleiter Teil der erweiterten Schulleitung der Weidigschule im hessischen Butzbach. Er war zuvor Referent im Hessischen Kultusministerium und bringt bereits Erfahrungen als Direktor einer Auslandsschule mit. Rolf Lindemann (64) geht mit Ende des laufenden Schuljahres in den Ruhestand. Wir werden Herrn Wolf in einer der nächsten Ausgaben ausführlicher vorstellen.

Sumaya Farhat-Naser, Ein Leben für den Frieden. Lesebuch aus Palästina, Mit einem Essay von Ernest Goldberger. Lenos 2017, 301 Seiten, 19,80 Euro. ISBN: 9783857874796. E-Book 14,99 Euro. ISBN: 9783857879562.

„Ein Leben für den Frieden" präsentiert ausgewählte Texte aus den bisherigen vier Büchern Sumaya Farhat-Nasers – und zeichnet so den Lebensweg der vielfach gewürdigten Friedensvermittlerin in bewegender Weise nach. Beginnend mit ihrem Geburtsjahr 1948, welches als Gründungsjahr des Staates Israel gleichzeitig den Palästinensern aufgrund der Vertreibungen schmerzhaft als „Nakba" (Katastrophe) ins Gedächtnis gebrannt ist, spannt sie einen Bogen bis ins Jahr 2013.

Wir erfahren von ihrer Verbundenheit mit der heimischen Natur und der Tradition. Wir erleben ihren Familiensinn, ihren Schmerz angesichts von Demütigungen und persönlichen Verlusten – und angesichts des immer wieder gescheiterten Friedensprozesses – aber auch ihre bewundernswert hartnäckige Haltung der Gewaltfreiheit, die sie nicht nur selbst lebt, sondern auch bis heute einfordert und unterrichtet.

Sie schöpft Mut und Hoffnung aus solidarischen Begegnungen zwischen Israelis und Palästinensern. So beschreibt sie ihr Gespräch auf Deutsch mit einer israelischen Schuhverkäuferin in Jerusalem, die aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen im Nationalsozialismus Sumaya während eines Bombenalarms zur Sicherheit im Geschäft bleiben lässt: „Die Erinnerung an solche Begebenheiten prägt meinen Umgang mit Menschen", hält die Autorin fest. Ihre Tagebuchnotizen und persönlichen Schilderungen vermitteln eine Unmittelbarkeit – fast ist es, als wären wir als Leserinnen und Leser selbst dabei: In den Häusern, bei der Familie, in Olivenhainen, auf den Straßen – und an den vielen Checkpoints vor Ort.

Aus ihrer Wahrnehmung, dass verschiedene „Geschichten" des Landes existieren – das israelische und das palästinensische Narrativ –, erwächst der Wunsch, diese Geschichten miteinander in den Dialog zu bringen. Daher baute sie Ende der 1990-er Jahre ein Dialogtraining für palästinensische und israelische Frauen auf: „Women Making Peace". Dabei entdeckte sie die besonderen Möglichkeiten der Kommunikation von und mit Frauen in einem männlich geprägten Umfeld und arbeitete mit Gruppen und in Schulen.

Dass auch der Essay „Israels Verantwortung" von Ernest Goldberger (1931-2009) mit aufgenommen wurde, verleiht dem Buch eine zusätzliche Dimension des Dialogs. Goldberger, in Basel geboren und aufgewachsen und 1991 nach Israel ausgewandert, würdigt Sumaya Farhat-Nasers Werk und ihre Haltung.

Die Zusammenschau der verschiedenen Texte Sumaya Farhat-Nasers lässt den Weg erkennen, den die Autorin bis jetzt gegangen ist. Und das Ziel, für das sie unterwegs ist: ein Leben in Frieden für alle Menschen in ihrer Region. In vielen Passagen dieses berührenden und lesenswerten Buches erscheinen das Denken und die tiefe Menschlichkeit von Sumaya Farhat-Naser wie ein Schlüssel zur Konfliktlösung in Israel/Palästina. Sie schreibt von Empathie und lebt diese gleichzeitig vor. „Wenn wir von unseren Leiden sprechen, muss ihr Leiden (gemeint sind die Israelis) präsent sein, und wenn wir ihre Fehler benennen, müssen wir unsere Fehler zuerst aufdecken."

Barbara Deml

Dorit Rabinyan, Wir sehen uns am Meer. Kiepenheuer & Witsch 2016, 384 Seiten, 19,99 Euro. ISBN: 9783462048612.

In einem kleinen Café in New York begegnen sich die Übersetzerin Liat aus Tel Aviv und der Maler Chilmi aus Ramallah. Schon bald verbindet sie eine leidenschaftlich intensive Liebe in fast aufzehrendem Maße. Aber fest steht: Liat wird am Ende ihres Studienaufenthaltes zurück nach Israel gehen. Allein deshalb erscheint die Beziehung perspektivlos. Zudem wird Liats und Chilmis Liebe durch den Konflikt ihrer beider Völker überschattet und beschwert. Immer wieder geraten die beiden in dem Ringen, einander zu verstehen, an gewaltsam scheinende Grenzen.

Zu Beginn des Sommers müssen sie Abschied nehmen voneinander. Natürlich träumen sie von einer gemeinsamen Zukunft. Liat kehrt zurück nach Israel. Die Sehnsucht nach der Sonne, nach der vertrauten Umgebung seiner Heimat Palästina und seiner Familie lassen auch Chilmi vorerst heimkehren. In einem verwaisten Haus mit wildem Garten in der Nähe Ramallahs spürt er die tiefe Verwurzelung mit seiner Heimat. Nur wenige Kilometer sind die Liebenden nun voneinander getrennt. Aber zwischen ihnen steht die Mauer, selbst die Telefonverbindung ist oft so schlecht, dass sie kaum miteinander sprechen können.

Und doch scheint ein Wiedersehen möglich. Mit etwas Mut entschließt sich Chilmi für die Fahrt im Taxi: über die verbotenen Wege durch die Berge. Und er kommt an in Tel Aviv – dieser ihm fremden Welt. Er ist voller Hoffnung, Liat zu treffen: am Meer, am Strand von Jaffa. Oft hat er das ihm unbekannte Meer gemalt. Es fasziniert ihn, erscheint ihm aber weiterhin unnahbar.

Ob er Liat getroffen hat? Lesen Sie dieses Buch, es lohnt sich sehr! Durchwandern Sie mit Liat und Chilmi den Herbst, den Winter und den Sommer. Lernen Sie zwei sich liebende Menschen kennen, die sich zu Beginn ihrer Beziehung in ihrer Liebe schier aufzulösen scheinen und nach den Monaten der Leidenschaft in eine Phase des Ringens umeinander kommen.

Selten habe ich die Situation zwischen Israel und Palästina so intensiv beschrieben gefunden wie in den Worten der beiden Protagonisten dieses Buches. Selbst im Meer spiegelt sich hier die Tragik des Konfliktes dieser beiden Völker.

Susanne Völz

Neue Hoffnung für Ramallah

HIER KÖNNEN SIE HELFEN

Lehrerinnen und Lehrer, große und kleine SchülerInnen, Mitarbeitende und die neue Schulleitung der „School of Hope" in Ramallah: Alle hatten sich schon lange auf den Umzug gefreut. Im August war es dann endlich soweit. Das Schuljahr startete im neuen, großen und modernen Schulgebäude.

Die lutherische Schule und der Kindergarten waren noch bis vor kurzem in dem 1966 direkt neben der Kirche errichteten Bau untergebracht. Darin war es im Lauf der Jahre immer enger geworden. Und die Arbeiten am neuen Schulzentrum hatten sich länger hingezogen als gedacht.

Am ersten Schultag nach den Sommerferien war der Andrang daher groß. Die Kinder und ihre Familien wurden nicht enttäuscht: Nachdem jeder mit den Worten „Tfadal!" – „Trete ein!" und einem Körbchen Süßigkeiten begrüßt wurden, bewunderten sie die geräumigen Klassenzimmer und die in hellen Gelb- und Blautönen gestrichenen Flure.

„Das neue Gebäude gibt unseren Schülern Freiheit. Es ermöglicht ihnen, sich zu bewegen, sich auszutoben und in guter Atmosphäre zu lernen", fasste eine Grundschullehrerin ihre Eindrücke zusammen. „Das wird sich bestimmt auch positiv auf den Unterricht auswirken", meinte ein Vater, der seine Kinder zum ersten Schultag begleitete.

Gern möchte unsere lutherische Partnerkirche, die Trägerin der School of Hope ist, den Kindern in Ramallah die bestmögliche schulische und persönliche Bildung bieten. Eine Sport- und Schwimmhalle, ein Computerraum, Labore und gleich mehrere Schulgärten gehören zur Ausstattung.

Trotz internationaler Bezuschussung ist es nicht leicht, all dies zu finanzieren: Schulrat Charlie Haddad fallen spontan gleich mehrere Dinge ein, die vor Ort noch fehlen: Schreibpulte, Computer, Unterrichtsmaterialien …

Auch im Namen Charlie Haddads bitten wir Sie, die School of Hope zu unterstützen. Dabei geht es um viel mehr als um Mobiliar und Ausstattung: Es geht um die zukünftige Generation Palästinas.

Helfen Sie dabei, den ganzheitlichen Bildungsansatz unserer arabischen Partnerkirche mitzutragen.

Damit bieten Sie den Schülerinnen und Schülern in Ramallah einen Ort, an dem sie zu gefestigten Persönlichkeiten heranwachsen können, die für ein friedliches Miteinander im Heiligen Land eintreten. Herzlichen Dank!

Spendenkonto
Evangelische Bank
IBAN
DE66 5206 0410 0003 9097 60
BIC GENODEF
Projektnummer 4205
„Schule Ramallah"

Ein Überweisungsformular finden Sie in der Mitte des Hefts

Weihnachtskirche
Bethlehem

BERLINER MISSIONSWERK

www.berliner-missionswerk.de

Jerusalemsverein
im Berliner Missionswerk

www.jerusalemsverein.de